

Öffentliche Sitzung der K. Akademie der Wissenschaften.

Zur Feier ihres 148. Stiftungstages

wird die K. Akademie der Wissenschaften Samstag den 16. März vormittags 11 Uhr eine öffentliche Sitzung halten.

In derselben werden, nach einleitenden Worten des Präsidenten der Akademie, Geheimen Rates Dr. von Heigel, den verstorbenen Mitgliedern durch die Klassensekretäre ehrende Nachrufe gewidmet werden.

Hierauf wird das ordentliche Mitglied der philosophisch-philologischen Klasse, Geh. Hofrat Dr. Otto Crusius, die

Gedächtnisrede auf Wilhelm von Christ halten.

Der Zutritt zu dieser öffentlichen Sitzung steht jedermann frei.

München, den 10. März 1907.

K. B. Akademie der Wissenschaften.

Öffentliche Sitzung

zur Feier des 148. Stiftungstages

am 16. März 1907.

Die Sitzung eröffnete der Präsident der Akademie, Geheimrat Dr. Karl Theodor v. Heigel, mit folgender Ansprache:

Mit Frühlingsanfang findet ein Arbeitsjahr unserer Akademie, heuer seit der Stiftung das 148., seinen Abschluß. Die Wende bietet Anlaß, wenigstens einen Blick auf die jüngste Vergangenheit zu werfen, auf die Tätigkeit unserer Körperschaft und der mit ihr vereinigten Sammlungen und Institute im abgelaufenen Jahre.

Die Mitteilungen über die Klassensitzungen, sowie die gedruckten Referate und Abhandlungen geben Zeugnis — ich darf wohl sagen — von ehrlicher, emsiger Arbeit zur Förderung menschlicher Erkenntnis auf allen Wissensgebieten, um, wie es Bacon in seinem Buche *De dignitate et augmentis scientiarum* von den Gelehrten fordert, unser wehbeladenes Geschlecht mit neuen Kräften und Werken (*novis operibus et potestatibus*) zu bereichern, die feindselige Natur zur Helferin zu wandeln, die zahllosen Übel auszurotten oder doch zu mildern und allmählich der heiligen Zone des höchsten Wissens näher zu kommen.

Den Akademien ist gerade in unserer Zeit eine wichtige Aufgabe beschieden. Die Wissenschaft hat sich im 19. Jahrhundert so unendlich ausgedehnt und so mannigfach gespalten, daß auch erleuchtete Geister nur noch einen Bruchteil über-

schaufen und nur ein kleines Gebiet mit Aussicht auf Erfolg anbauen können. In dieser allgemeinen Zerteilung und Zersplitterung bietet eine Akademie, wie die unsere, für die nach allen Richtungen auseinandergehenden Disziplinen einen Mittel- und Sammelpunkt, einen Fokus, in welchem die in Folge der weit verästelten Spezialisierung gebrochenen Licht- und Wärmestrahlen der Wissenschaft zusammentreffen. Der Einzelne vermag heute nicht mehr eine Universalität des Wissens zu erreichen, doch was dem Individuum nicht vergönnt ist, vermag eine verständig aus jüngeren Kräften sich immer wieder ergänzende und dadurch verjüngende Körperschaft. Durch sie und in ihr ist im Wechsel der Zeiten und Menschen eine segensvolle Kontinuität ermöglicht: reife Früchte entwickeln aus sich Keime, die sich zu Blüten entfalten und dann ihrerseits auch wieder Frucht werden.

Auf die Tätigkeit unserer wissenschaftlichen Institute brauche ich an dieser Stelle nicht einzugehen, da sie als Lehranstalten in näherem Zusammenhang mit den Hochschulen stehen. Ich kann mich beschränken auf die mit den Instituten verbundenen Sammlungen und darf auch hier, um die Geduld meiner Hörer nicht über Gebühr in Anspruch zu nehmen, nur die wichtigsten Veränderungen und die wertvollsten Erwerbungen herausgreifen.

„Am Ausbau der Wissenschaft“ sagt Du Bois-Reymond, „beteiligen sich alle Kulturvölker in dem Maß, wie sie diesen Namen verdienen“. Doch kommt auch in Betracht, welche materiellen Mittel zur Verfügung stehen. Wissenschaft ist an sich ebensowenig für Geld zu haben, wie Kunst, aber hier wie dort spielt das allgemeine Wertausgleichungsmittel eine leider gar bedeutsame Rolle. Zur Untersuchung der Naturkräfte braucht man Laboratorien und Maschinenhallen, Apparate und Ingredienzien aller Art; die Geisteswissenschaften haben Büchereien und Kunstsammlungen nötig; nicht bloß die eigentlichen Forschungsreisen beanspruchen namhafte Summen, auch Reisen zur Besichtigung fremder Institute, zur Benützung auswärtiger Archive und Bibliotheken sind unumgänglich erforder-

lich. Und nur das Neueste und Beste ist für diese Zwecke gut genug, denn in der Wissenschaft darf es keinen Stillstand geben, ebensowenig in Sprach- und Geschichtsforschung, wie in den exakten Wissenschaften.

Nur Unverstand könnte behaupten, daß es in den deutschen Staaten den Unterrichtsverwaltungen und den Volksvertretungen an Verständnis für den Segen der geistigen Arbeit und an gutem Willen zu ausgiebiger Unterstützung mangelt. Doch der Staat allein kann nicht allen Anforderungen Genüge leisten. Die Wissenschaft wie die Kunst kann der opferwilligen Hilfe der Privaten nicht entraten.

Da möchte die Frage berechtigt erscheinen: Wie kommt es, daß gerade im Lande der Denker und Dichter so selten wirklich bedeutende Schenkungen und Stiftungen zu Förderung wissenschaftlicher Forscherarbeit zu verzeichnen sind? Darauf dürfte zu erwidern sein: Deutschland ist heute glücklicher Weise nicht mehr bloß das vom Ausland so liebevoll und geringschätzig angesehene Land der Denker und Dichter. Das neue deutsche Reich ist nicht nur eine politische Macht geworden, sondern auch in wirtschaftlicher Beziehung gewachsen und erstarkt. Doch auch heute noch sind Multimillionäre in Berlin und München und Dresden seltener anzutreffen, als in St. James Street oder in der 5. Avenue in New York.

Immerhin fehlt es in Deutschland nicht an großmütigen und verständigen Gönnern der Künste und Wissenschaften. Man braucht nur die Museen in Leipzig, Hamburg, Frankfurt zu besuchen, um dafür tröstliche Gewähr zu finden.

Vielleicht würde rühmliche Freigebigkeit noch häufiger betätigt werden, wenn nicht die Opferwilligen ein eigentümliches Vorurteil der öffentlichen Meinung: „Es geschieht ja doch bloß aus Eitelkeit!“ zu scheuen hätten.

Mag sein, daß das Streben, sich und seinen Besitz zu zeigen, an manchen öffentlichen Spenden Anteil hat. Mag sein, daß neben anderen Gründen, die den Pariser Bankier Osiris vor einigen Wochen bewogen, dem Pasteur'schen Institut drei Millionen Franks zu schenken, auch die Absicht mitwirkte,

von sich sprechen zu machen. Jedenfalls ist selbst diese Eitelkeit nicht so verwerflich, wie es mancher Diogenes in seiner Biertonne glauben machen will. Rühmlicher Eitelkeit verdankt die Welt die ägyptischen Pyramiden und das Grab des Hadrian, den Moses von Michel Angelo und Mozarts Requiem. Rühmlicher Eitelkeit hat es Amerika zu danken, daß seine Kunstsammlungen und Lehranstalten von Jahr zu Jahr den europäischen Schwesterinstituten ebenbürtiger werden. Wenn ein Mitbürger zu wissenschaftlichen oder künstlerischen Zwecken einen Teil seines Vermögens opfert, so dient er dem Gemeinwohl und verdient den Dank des Vaterlandes.

Ich erfülle freudig diese Dankespflicht, indem ich daran erinnere, daß auch unserer Akademie im abgelaufenen Jahre wertvolle Gaben und Stiftungen zugewendet worden sind.

Auf gnädige Anregung Ihrer Königlichen Hoheit Prinzessin Therese, unseres Ehrenmitglieds, wurde mit Unterstützung von Gönnern, die nicht genannt sein wollen, eine reiche Sammlung peruanischer Altertümer für das ethnographische Museum erworben. Um dem Publikum Gelegenheit zu bieten, die seltenen Reste einer untergegangenen Kultur kennen zu lernen, und zugleich um den Bestrebungen unserer Akademie die Sympathie weiterer Kreise zu gewinnen, wurden die Peruana ein paar Wochen lang öffentlich in unserem Festsaal ausgestellt. Ich lade wohl kaum den Vorwurf der Ruhmredigkeit auf mich, wenn ich von einem durchschlagenden Erfolg spreche und den Zuwachs für unser Museum als einen hocheifreulichen bezeichne, und ich weiß mich Eins mit allen Kollegen, wenn ich der großmütigen Stifter dankbar gedenke und auch an dieser Stelle unserem hochverehrten Ehrenmitglied herzlichen und ehrerbietigen Dank ausspreche.

Die von dem deutschen Arzt Dr. Gaffron in Lima angelegte Sammlung bietet ein nahezu erschöpfendes Bild der Kultur jenes Landes der Gegensätze, wo Kunst und Natur in großartigen und mannigfaltigen Formen wetteifern, wo am Fuße himmelanstrebender Berge und an den Ufern geheimnisvoller Seen, inmitten unzugänglicher Wüsten und lachender

Fluren die Reste imposanter Baudenkmäler und die düsteren Grabstätten der Incas und der von ihnen bezwungenen Urbevölkerung sich erheben. Von Kennern und Technikern wird dem in unserer Sammlung befindlichen Gold- und Silberschatz, den Geweben, den Holzschnitzereien, den keramischen Objekten ein hoher künstlerischer und antiquarischer Wert beigemessen. Die Geschichte der Ornamentik wird durch diese Nascakrüge und Ponchos um manches neue Blatt bereichert werden. Nur wenige Sammlungen der Welt haben so köstliche Reliquien ältester indianischer Kultur aufzuweisen. Um so dankbarer ist anzuerkennen, daß die K. Staatsregierung für die neue Erwerbung, die im überfüllten ethnographischen Museum nicht mehr Platz finden kann, in provisorischer Weise geeignete Räume im Studiengebäude des Nationalmuseums zur Verfügung gestellt hat.

Ein hochherziger Stifter im idealsten Sinne war unser lieber Kollege, Professor Wilhelm Königs, den uns der neidische Tod im vorigen Jahre entrissen hat. Ohne jeden Hintergedanken, nur weil er edel, hilfreich und gut, hat er einen beträchtlichen Teil seines Vermögens für wissenschaftliche Zwecke bestimmt. 50000 M. hat er seiner eigenen Adolf von Baeyer-Jubiläums-Stiftung für chemische Forschungen zugewendet, 50000 M. der Münchener Bürgerstiftung, außerdem noch besonders 10000 M. dem chemischen Laboratorium. Er schied aus dem Leben, ehe er seine von vollem Verständnis für die wirklichen Bedürfnisse zeugende Absicht, für botanische, zoologische, chemische Forschung noch etwas zu tun, ins Testament aufnehmen konnte. In pietätvoller Weise wurde nichts desto weniger der letzte Wunsch des Verbliebenen von seiner Familie erfüllt. Herr Regierungsrat Richard Königs in Düsseldorf richtete, als ihm die Annahme der Stiftung von Seite der K. Staatsregierung bekannt gegeben war, an das Präsidium die hochherzigen Worte: „Dies ist die schönste Ehrung für den Verstorbenen, der bei Lebzeiten wiederholt dem Wunsche Ausdruck gegeben hat, daß die besitzenden Kreise in Deutschland mehr noch als bisher angeregt werden möchten, den Uni-

versitäten und wissenschaftlichen Instituten reiche Zuwendungen zur Förderung wichtiger Forschungen zu machen.“ Ehre dem edlen Spender und seinen Angehörigen!

Zahlreiche kleinere Geschenke an das Münzkabinett, an die anthropologisch-prähistorische, die geologische und paläontologische, die mineralogische und die zoologische Sammlung werden im gedruckten Bericht bekannt gegeben werden. Heute sei nur darauf hingewiesen, daß das Antiquarium durch den neuen Konservator Professor Furtwängler eine durchgreifende Reform erfahren hat. Wenn auch die räumlichen Verhältnisse nichts weniger als günstig sind, so wird doch die mustergiltige Aufstellung auch weiteren Kreisen zum Bewußtsein bringen, daß München im Antiquarium eine Sammlung der neuerdings so hochgeschätzten antiken Kleinkunst besitzt, die gegenwärtig zwar noch nicht umfangreich ist, dafür aber Stücke von erlesener Schönheit aufzuweisen hat. Diese Erkenntnis hat auch bereits Frucht gezeitigt. Unter einer stattlichen Anzahl neu aufgestellter, besonders reizender Gegenstände findet sich die zur Nacheiferung spornende Bezeichnung: „Leihgabe des bayerischen Vereins der Kunstfreunde“ (Museumsverein).

Die Erforschung der Urgeschichte Bayerns, für welche in der jüngsten Zeit ein lebhaftes Interesse auch in den historischen Vereinen des Königreiches erwacht ist, hat von Seite des Staates eine dankenswerte Förderung durch Erhöhung des Jahresetats von 4000 auf 8000 M. erfahren. Um auch die Wünsche der auswärtigen Gesellschaften kennen zu lernen, lud die akademische Kommission für Urgeschichte Vertreter des neu gegründeten „Verbands der bayerischen Geschichts- und Urgeschichtsvereine“ zu einer kombinierten Sitzung am 16. Dezember vorigen Jahres ein. Von dieser Versammlung wurde ein systematisches Arbeitsprogramm gemeinsam festgestellt; in einer Sitzung der akademischen Kommission am 27. Februar wurde es nach nochmaliger Beratung der einzelnen Punkte genehmigt. Als die drei vordringlichsten Hauptaufgaben der prähistorischen Forschung in Bayern haben demgemäß zu gelten: 1. die Vollendung der Untersuchung der

römischen Kastelle, 2. die Erforschung der vorzeitlichen, zum Teil bis in die Steinzeit zurückreichenden Wohnungsstätten, 3. die Inventarisierung der Bodenaltertümer und der prähistorischen Sammlungen.

Es ist zu hoffen, daß es bei gutem Willen aller Beteiligten gelingen wird, die zur Mitarbeit an der urgeschichtlichen Forschung berufenen Kräfte zu vereinigen, insbesondere die berechtigten Ansprüche der Archäologie zu erfüllen, ohne die ebenso unanfechtbaren Rechte der naturwissenschaftlichen Disziplinen zu beeinträchtigen.

Vom *Thesaurus linguae latinae* sind während des verflossenen Jahres ausgegeben worden: die Schlußlieferung des II. Bandes, die 1. Lieferung von Band III und die 1. und 2. Lieferung von Band IV. Für den rascheren Fortgang des großen Unternehmens war es von Wert, daß vom III. Bande ab die Eigennamen gesondert bearbeitet und herausgegeben werden sollen. Auch der Druck dieses Eigennamen-Supplements hat bereits begonnen. An Stelle des nach Halle berufenen Redaktors Professor Ihm trat am 1. April 1906 Dr. Berthold Maurenbrecher, bisher Privatdozent an der Universität Halle. Die Frage der Räumlichkeiten hat sich leider noch nicht in befriedigender Weise lösen lassen. Mit der gesamten wissenschaftlichen Welt beklagt der *Thesaurus* das Hinscheiden des hochverdienten Vorsitzenden der *Thesaurus-Kommission*, Seiner Exzellenz Herrn Dr. von Hartel in Wien.

Auf Antrag der Wiener Akademie haben die fünf deutschen kartellierten Akademien im Jahre 1906 beschlossen, eine Sammlung und kritische Ausgabe der mittelalterlichen Bibliothekskataloge Deutschlands in Angriff zu nehmen. Es sollen damit diese wichtigen, aber weit zerstreuten und schwer benützbaren Dokumente der literarischen Kultur und Überlieferungsgeschichte des Mittelalters in einer ihrer Bedeutung entsprechenden Weise zugänglich gemacht werden. Die Arbeit wurde so verteilt, daß die Wiener Akademie die Kataloge Österreichs, die Münchener Akademie die übrigen deutschen Kulturkreise übernahm. Die Münchener Akademie erfreut sich dabei der

weitgehenden Unterstützung der Berliner Akademie und der Gesellschaften der Wissenschaften zu Leipzig und Göttingen. Die gleichmäßige Ausführung des Unternehmens wird verbürgt durch Einsetzung der von den einzelnen Kartell-Genossen ernannten „Bibliothek-Kommission“ (Berlin Burdach, Göttingen Schröder, Leipzig Hauck, München Traube, Wien v. Ottenthal). Die Münchener Akademie ihrerseits setzte zur Durchführung ihrer besonderen Aufgabe eine Kommission ein, die aus den Professoren Traube, Grauert und Vollmer besteht. Diese Kommission ernannte zum Redaktor der Ausgabe den Privatdozenten an hiesiger Universität Dr. Sigmund Hellmann. An einzelnen großen Bibliotheken läßt sie durch eigene Mandatare das Material sammeln und zum Teil selbständig bearbeiten.

Zographos-Preis.

Auf die von der Kommission der Zographos-Stiftung an unserer Akademie am 14. März 1904 gestellte Preisaufgabe „Die Metrik der kirchlichen und profanen Poesie der Byzantiner“ ist rechtzeitig eine Abhandlung mit dem Motto: „Oriens Graecus“ eingelaufen.

Der Schwerpunkt der Arbeit fällt auf die literarisch wertvollste Gattung der byzantinischen Poesie, die alten Kirchenlieder. Auf diesem Gebiete hat der Verfasser die eingehendsten Studien gemacht und viel Neues gefunden. Auch über die spätere Kirchendichtung wird das Wesentliche mitgeteilt. In den der Profanpoesie gewidmeten Kapiteln beschreibt der Verfasser vor allem auf Grund peinlichster Detailuntersuchungen die Entwicklungsgeschichte und die Gesetze des byzantinischen Zwölfsilbers, dann auch die übrigen Metren, besonders den sogenannten „politischen“ Vers. Wichtige Nachweise gibt der Verfasser auf Grund metrischer Beobachtungen über gewisse sprachliche Eigentümlichkeiten und besonders die Akzentverhältnisse. Die Bedeutung der Metrik für die Textkritik wird treffend hervorgehoben und die Stellung unserer Handschriften zu den Eigentümlichkeiten der metrischen Form scharf charakterisiert.

Die Darstellung bewegt sich größtenteils in objektiver Form, ist aber immer interessant und oft spannend. Der Verfasser hat außer einem reichen Handschriftenmaterial und den vorhandenen Ausgaben auch die älteren theoretischen Untersuchungen in gewissenhafter Weise verwertet; er ist aber durch scharfsinnige und mühevollen Studien sowohl in vielen Einzelheiten als auch in der vergleichenden Betrachtung der metrischen Formen, in der Prüfung ihres Verhältnisses zur literarischen Entwicklung und in anderen allgemeinen Fragen erheblich über die Vorgänger hinausgekommen. Ihm gebührt das Verdienst zum erstenmale ein auf breiter Grundlage aufgebautes, sowohl zur Einführung geeignetes, als zu weiteren Studien anregendes Lehrbuch der byzantinischen Metrik geliefert zu haben. Die Arbeit erscheint als eine vortreffliche, in den meisten Punkten erschöpfende Lösung der gestellten Aufgabe und die Akademie hat daher beschlossen, der Abhandlung den Preis von 1500 M. zu erteilen.

Als Name des Autors ergab sich Dr. Paul Maas, München.

Als neue Preisaufgabe mit dem Termin 31. Dezember 1910 stellt die Akademie:

„Das Plagiat in der griechischen Literatur“, untersucht auf Grund der philologischen Forschung über *κλοπή* und *συνέμπιπσις*, der rhetorisch-ästhetischen Theorie und der literarischen Praxis des Altertums.

Aus den Zinsen des Thereianosfonds konnten zwei Preise von je 800 M. verteilt werden:

1. an den Gymnasialprofessor Dr. Otto Stählin für den I. und II. Band seiner Ausgabe des Clemens Alexandrinus.
2. an den Gymnasialprofessor Dr. Th. Preger in Ansbach für Band I und II seiner Ausgabe der *Scriptores originum Constantinopolitanarum*.

Außerdem erhielten: 1. Kustos Dr. Curtius für Untersuchungen zur Geschichte der korinthischen und protokorinthischen Keramik 900 M.

2. Prof. Furtwängler und Prof. Reichhold zur Fortsetzung ihres Werkes: „Griechische Vasenmalerei“ 2000 M.

3. Prof. Krumbacher zur Fortführung der „Byzantinischen Zeitschrift“ 1500 M.

Aus den Renten des Mannheimer Fonds wurden genehmigt:

1. 3000 M. zum Ankauf eines herrlichen Bronzeklappspiegels mit versilberter Gravierung, sowie mehrerer Tanagrafiguren für das K. Antiquarium.

2. 2000 M. zur Erwerbung der vom verstorbenen Zoologen Selenka auf Borneo gesammelten Affen- und Reptilien-Skelette.

Aus der Münchener Bürger- und Cramer-Klett-Stiftung konnten folgende Unterstützungen gewährt werden:

1. 720 M. an Prof. v. Groth für Arbeiten zur „chemischen Kristallographie“.

2. 600 M. an Prof. Bürker in Zürich zu Untersuchungen der physiologischen Wirkung des Höhenklimas.

3. 1000 M. an den Privatdozenten Dr. Gürber in Würzburg zu Forschungen über Veränderungen des Blutes unter dem Einfluß der Luftverdünnung.

4. 900 M. an den Gymnasialprofessor und Privatdozenten der technischen Hochschule Dr. Hermann Stadler für seine Studien zur Herausgabe der zoologischen Schriften des Albertus Magnus.

Aus der Wilhelm Königs-Stiftung zu Ehren Adolfs v. Baeyer wurden verliehen:

1. 300 M. an Prof. Karl Hofmann zur Beschaffung norwegischer Mineralien.

2. 200 M. an Prof. Dimroth zu Untersuchung der Carminsäure.

Aus dem Etat für naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches:

1. 700 M. an die paläontologische Sammlung des Staates zu Aufsammlungen in Bayern und den Nachbargebieten.

2. 300 M. an die ornithologische Gesellschaft zu weiteren ornithologischen Forschungen.

3. 400 M. an die Bayerische botanische Gesellschaft zur pflanzengeographischen Erforschung des Landes.

4. 300 M. an den Kuraten Dr. Familler in Karthaus Prüll für bryologische Arbeiten.

Vielleicht darf ich zum Schluß meiner Mitteilungen noch an ein zweites Wort Francis Bacons erinnern: „Wer die Wissenschaft fördert, ehrt die Menschheit und nützt den Menschen!“

Aus den Erwerbungen der wissenschaftlichen Staatssammlungen und den Geschenken des Jahres 1906 seien die folgenden hervorgehoben:

Anthropologisch-prähistorische Sammlung. Erwerbungen: Gipsabgüsse von bayerischen Funden aus den Sammlungen der historischen Vereine in Regensburg, Dillingen, Landshut, Augsburg, Traunstein, Friedberg, St. Ottilien, des Germanischen Museums in Nürnberg und des Museums für Völkerkunde in Berlin. 2 Goldohrringe aus dem Reihengräberfeld bei Allach, einige La-Tène-Fundgegenstände aus Manching, ein Reitergrab aus der Karolingerzeit (ausgegraben bei Schwabmühlen). Geschenke: von Dr. Hugo Obermaier Pseudoeolithen aus der Kreidemühle in Mantes; von Dr. Schweinfurth (Berlin) eine Kollektion von Eolithen aus Ägypten; von Dr. Rutot (Brüssel) eine systematische Kollektion von eolithischen und paläolithischen Silexartefakten aus Belgien; von Dr. Jacobs Funde aus Vojkovici in Bosnien; von Stud. Sprater bemalte neolithische Scherben aus Erösd

(Ungarn); von Medizinalrat Dr. Thenn in Beilngries sämtliche Ergebnisse seiner Reihengräberforschungen bei Beilngries; von Kommerzienrat Ludowici in Jockgrim das Modell eines römischen Bades; von der Stadtgemeinde München als Leihgabe die Funde aus 6 Hockergräbern vom Ende der Steinzeit bzw. Anfang der Bronzeperiode und aus 170 Reihengräbern der Völkerwanderungszeit, die bei der Kanalisation der Wolf-rathausenerstraße von der städtischen Baubehörde ausgehoben wurden.

Antiquarium. Erwerbungen: Bronzespiegel mit Sirene als Grifffigur, strengen Stiles; Bronzefigur eines Stieres als Votiv; archaisches Gorgoneion aus Euboea; Gorgoneion freien Stiles, von einem Gefäße stammend; griechischer Spiegel mit Palmettenornament. Von Terrakotten: Europa auf dem Stier, Frau auf Kline, beide strengen Stiles; Göttin auf dem Greif, freier Stil phidiasischer Zeit; Kind in der Wiege, hellenistisch; geflügelter Knabe mit Hündchen, auf der Rückseite Töpfername; eine Gruppe zweier Kinder; Hermes Kriophoros, archaisch; brodbackende Frau; Göttin mit Vogel auf der Schulter; Reiter, geometrisch-böotisch; Atthis, sitzend; primitives glockenförmiges Idol; Kopf eines Nubiers, aus Smyrna; Herakles mit Keule, Motiv einer großen Statue; Eros auf Delphin; Knabe mit Schusserbeutel. Aus Marmor: Statuette eines bekleideten Mädchens, praxitelisch. Aus Stuck: ägyptischer Porträtkopf. Aus Glas: mehrfarbige Perle mit menschlichen Köpfen verziert.

Ethnographisches Museum. Erwerbungen: 77 Nummern, von denen keine hervorragend ist.

Botanischer Garten. Geschenke: Nordische Pflanzen von Frau Dr. Retvoll; Alpenpflanzen aus Südtirol und der Schweiz von Professor Goebel und Kustos Dr. Hegi. Eine Sammlung neuseeländischer Moose von Prof. Goebel und eine größere Anzahl bayerischer Moose von Kurat Dr. Familler in Kart-haus Prüll bei Regensburg.

Botanisches Museum. Erwerbungen: 100 Arten aus Sizilien (Centuria V des Herbarium Siculum von Dr. Ross); 100 aus den canarischen Inseln; 136 aus British Columbia; 250 von Paraguay; 150 aus Süd-Bolivien; 50 aus dem Salicetum exsicatum von Ad. Toepffer. Geschenke: 51 Arten aus Australien von Professor Goebel; 47 aus dem Herbarium des botanischen Gartens zu Calcutta; 133 aus Guatemala und Honduras von Donell Smith (Baltimore); 26 Sapindaceen aus den Philippinen von dem Government Laboratorium in Manila; 4 aus Aden von Hofrat Martin; 18 Sapindaceen aus den Philippinen; 84 Arten der Flora exsiccata Bavarica fasc. XII von der botanischen Gesellschaft in Regensburg; 36 Stammstücke von Gewächshauspflanzen des botanischen Gartens in München; 6 der Gattung Brownea aus belgischen Gärten.

Geologische und paläontologische Sammlung. Erwerbungen: Fossile Fische aus dem Silur und Devon Schottlands, der Trias von Adnet bei Hallein und von Seefeld, aus dem Eocän des Monte Bolca und aus dem Miocän von Bordeaux. Fossile Säugetiere aus der Lybischen Wüste und von Quercy (Eocän) sowie aus dem Pliocän von Ternal in Spanien. Eine wertvolle Sammlung oligocäner Foraminiferen, deren gegen 300 Arten schon bestimmt waren. Die Sammlung von 227 Handstücken und zugehörigen Dünnschliffen der Eruptivgesteine Norwegens, welche Prof. Brögger in Christiania zusammengestellt hat. Steinkohlenpflanzen aus dem Saar- und Rheinpfalzgebiet. Triasische Versteinerungen aus Dalmatien. Medusen aus dem lithographischen Schiefer von Solnhofen. Geschenke: von Dr. Klessin in Regensburg diluviale Land-
schnecken; von Konservator Maurer-Reichenhall Hippuriten aus der Kreide; von Kommerzienrat Ludowici diluviale Elefantenteile aus der Pfalz; von Oberleutnant Rubner Jura-
versteinerungen aus Franken; von Dr. Wanderer Versteinerungen aus der Oberpfalz; von Dr. Knauer Gesteine und Versteinerungen aus dem Herzogstandgebiet; von Dr. K. Leuchs Gesteine und Versteinerungen aus dem Kaisergebirge; von Haniel und Mylius, cand. geol. Steinkohlenpflanzen des Ruhr-

gebietes. Von Konservator Rothpletz aus Canada silurische Versteinerungen und ein Block des „Eozoon canadense“; Versteinerungen aus Mexiko (Jura-Kreide), aus der Gegend von S. Francisco (Tertiär); Bronzerelief von Zittel.

Münzkabinett. Mit Rücksicht auf die im vorigen Jahre erfolgte umfangreiche Erwerbung der Sammlung Sattler traten die Antiken-Erwerbungen in diesem Jahr quantitativ zurück. Hervorzuheben sind: Elektronstater von Kyzikos; Goldstater von Philippi; Goldmünzen des Hadrian; Bronzemünzen des Hadrian von Elis; Didrachme von Velia; Silbermünzen von Gortyna; Bronzemünzen der Tranquillina von Myra. Von neueren Münzen und Medaillen (Mittelalter und Neuzeit bis ca. 1850): Vier Funde von Mittelaltermünzen (darunter einer von circa 360 Stück); ein neuzeitlicher Fund von 26 Stück; ferner 102 Münzen und Jetons, sowie 12 Medaillen, darunter viele bayerische Gepräge; 30 Prämien-Medaillen der Universität Altdorf in Silber; Pesttaler von 1528; 9 Brandenburger Goldgulden. Von Renaissance-Medaillen: 4 wertvolle Wachsmodele aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts oberdeutschen Ursprungs und eine Bronzemedaille auf Pico della Mirandola. Von Modernen Kunstmedaillen: 56 Stück Medaillen und Plaketten, darunter 33 Stück von Münchener Künstlern, 13 Stück von anderen deutschen Bildhauern und Medailleuren, 8 Stück belgischen und 2 Stück französischen Ursprungs. Das Fach der Gemmen erhielt einen Zuwachs von 5 Stück, darunter mykenischer Stein mit Tierdarstellung, etruskischer Scarabäus mit Perseus, Amethyst mit Kopf einer Bakchantin. Das Kabinet empfing Schenkungen von S. K. Hoheit Prinz Rupprecht von Bayern, Staatsminister von Frauendorfer, der Numismatisch-antiquarischen Gesellschaft in Montreal, dem Geschichts- und Altertums-Verein in Frankenthal, Stadtmagistrat Freiburg, Stadtmagistrat Nürnberg, ferner von Sanitätsrat Jaquet in Berlin, Maler Freiherr von Cederström, Freiherrn von Löffelholz-Colberg, Obermünzmeister Riederer und der Firma Deschler und Sohn hier, von C. F. Gebert in Nürnberg, Generaldirektor Thieme hier und J. Pittowski in

Lemberg. Im Ganzen beträgt die Zahl der im Jahre 1906 der Staatssammlung einverleibten Münzen und Medaillen 1636 Nummern, wobei jedoch größere und kleinere Funde, die als Ganzes in den Besitz des Münzkabinetts übergingen, nur mit einer Akzessionsnummer bezeichnet sind.

Museum für Abgüsse antiker Bildwerke. I. An Ergänzungen wurden ausgeführt: 1. an der Athena Lemnia die beiden Arme mit Helm und Lanze, 2. an der kapitolinischen Amazone der rechte Arm mit Lanze, 3. an der neugefundenen Sphinx von Aegina die Flügel und Teile der Beine, 4. an dem Westmacottschen Athleten im British Museum mit Benutzung der Wiederholung Barraco der rechts einen Kranz haltende Arm, außerdem der Kopf durch die bessere Wiederholung in Petersburg. II. Neugeformt im Gipsmuseum wurden 1. hellenistischer Porträtkopf, Sammlung Jacobsen, Kopenhagen, 2. römischer Porträtkopf, ebendaher, 3. Bronzestatuette des Hermes, München (Privatbesitz), 4. Basaltkopf eines ägyptischen Priesters aus dem Kunsthandel, 5. drei Fragmente vom Schatzhaus des Atreus, München, Antiquarium. III. Von käuflichen Abgüssen wurden erworben: 40 Stück (4 Statuen, 4 Statuetten, 3 Reliefs, 29 Köpfe aus Boston, Rom, Berlin, Paris, Dresden, Athen, Kopenhagen, Petersburg). IV. Neugeformt in auswärtigen Museen wurden auf Veranlassung des Konservatoriums 1 Kopf in Amsterdam, 5 Köpfe und 1 Relief in Petersburg (Eremitage), 2 Statuetten und 6 Köpfe in Rom (Museo Barraco und Lateran). V. Geschenke: 1. Bronzefigürchen im Münchener Privatbesitz, 2. linker Arm eines neugefundenen Diskuswerfers in Rom, 3. 12 Stück römisches aes grave. VI. Die Photographiensammlung wurde vermehrt um 648 Stück.

Zoologische Staatssammlung. Unter den Erwerbungen ragen hervor: etwa 300 Reptilien und Amphibien aus Kamerun, Vögel aus Neuguinea, sowie Vögel und Reptilien aus Nordaustralien, Amphibien und Reptilien aus China, eine Sammlung antarktischer und südafrikanischer Crustaceen, sowie Medusen vom malayischen Archipel und stillen Ozean, endlich eine

größere Kollektion Reptilien, Conchylien und Insekten aus Annam und Siam, und Affen aus Südamerika. Geschenke: von Oberleutnant O. Kauffmann in Marburg eine wertvolle Sammlung von Säugetieren aus Kaschmir und Mysore; von Plantagenbesitzer Widnmann in Deli eine größere Sammlung sumatranischer Säugetiere; ferner von S. K. Hoheit Prinz Rupprecht ein Dammhirsch und ein Schneehase; von S. K. Hoheit Prinz Alfons ein Wapiti; von Notar Braun (Arnstorf) einheimische Vögel; von Rentner J. Brückmann siebenbürgische Säuger und Vögel; von Dr. Brügel Conchylien und Insekten aus Malakka; von Postadjunkt Fischer (Augsburg) Bälge und Eier seltener einheimischer Vögel; von Major Hauser (München) transkaspische Reptilien; von Dr. Hoseus Muscheln und Reptilien aus Siam; von Gutsbesitzer Kotzbauer in Diessen Vögel vom Ammersee; von K. Lankes Reptilien; von Kunstmalers L. Müller (Mainz) Conchylien aus Griechenland; vom ornithologischen Verein Bälge zahlreicher Vogelarten; von Dr. Parrot (München) europäische und javanische Vögel; von Institutsdirektor Roemer (München) südafrikanische Reptilien; von Jos. Scherer (München) Reptilien und Fische vom unteren Senegal.

Darauf hielten die KLASSENSEKRETÄRE die Nekrologe auf die verstorbenen Mitglieder.

Die philosophisch-philologische Klasse beklagt den Tod eines auswärtigen und vier korrespondierender Mitglieder.

Am 14. Januar 1907 starb der frühere österreichische Unterrichtsminister Dr. WILHELM VON HARTEL, ein hervorragender klassischer Philologe, welcher sich namentlich durch seine Arbeiten über die lateinischen Kirchenväter und als einer der Mitbegründer des *Thesaurus Linguae Latinae* bleibende Verdienste um seine Wissenschaft erworben hat.

Am 21. Januar 1907 starb der Professor an der Accademia scientifico-letteraria zu Mailand GRAZIADIO ISAIA ASCOLI, ein un-

gemein vielseitiger Sprachforscher, der durch bahnbrechende Arbeiten namentlich die allgemein-indogermanische, romanische und keltische Sprachwissenschaft bedeutend gefördert hat.

Am 11. Juli 1906 starb der Professor an der Universität Jena Dr. HEINRICH GELZER, dessen gründliche und gelehrte Arbeiten vornehmlich der Geschichte des byzantinischen Reichs und Armeniens gewidmet gewesen sind.

Am 11. Oktober 1906 starb der Professor an der Universität Würzburg Dr. GEORG FRIEDRICH UNGER, welcher namentlich auf dem Gebiete der antiken Chronologie eine umfangreiche Tätigkeit entfaltet hat.

Am 23. Oktober 1906 starb der St. Petersburger Akademiker ALEKSANDR NIKOLAEVIČ VESELOVSKIĬ, ein Literarhistoriker von umfassendem Wissen, dessen weitausgreifende Arbeiten über die mittelalterliche Sagensgeschichte und die Verbreitung der wandernden Erzählungsstoffe ihm ein bleibendes Andenken sichern werden.

Der historischen Klasse entriß der Tod im letzten Jahre ein korrespondierendes Mitglied.

ALBERT SOREL, Professor der Geschichte zu Paris und Nachfolger Taines in der Pariser Akademie, der sich durch eine Reihe trefflicher Arbeiten zur Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, insbesondere durch sein großes Werk: *L'Europe et la révolution française* (3 Bände 1885—92) einen hervorragenden Platz unter den französischen Historikern errungen hat. In der philosophischen Durchdringung des Stoffes ein Geistesverwandter Tocquevilles, in der umfassenden Beherrschung desselben mit Taine vergleichbar, vor dem er aber den Vorzug einer genauen Kenntnis der einschlägigen deutschen Literatur voraushatte, hat er sich in der Darstellung der Revolution und der Wechselwirkungen zwischen dem revolutionären Frankreich und dem übrigen Europa in den Dienst einer rücksichtslosen Wahrheitsliebe gestellt und dadurch seinem Werk eine grundlegende Bedeutung verliehen, nicht bloß für

die geschichtliche Auffassung und Darstellung der Revolution, sondern auch für das französische Volk und seine Emanzipation von der revolutionären Legende. Von seinen sonstigen Arbeiten sind besonders zu nennen: die *Histoire diplomatique de la guerre franco-allemande* 2 Bände 1875; *La question d'Orient au 18. siècle* 1878 und das Buch über Montesquieu 1887, endlich verschiedene Bände „Essais“ zur politischen und Literaturgeschichte.

Hierauf teilt der Sekretär der mathematisch-physikalischen Klasse, Herr C. v. Voit, mit, daß die mathematisch-physikalische Klasse in dem vergangenen Jahre fünf Mitglieder durch den Tod verloren hat:

Zwei einheimische ordentliche Mitglieder:

den Mathematiker Gustav Bauer, gestorben den 3. April 1906
und den Chemiker Wilhelm Koenigs, gestorben den 15. Dezember 1906

und drei auswärtige Mitglieder:

den Physiker Ludwig Boltzmann in Wien, gestorben den 6. September 1906,

den Direktor des meteorologischen Instituts in Berlin Wilhelm v. Bezold, gestorben den 17. Februar 1907,

den Chemiker Henri Moissan in Paris, gestorben den 21. Februar 1907.

Gustav Bauer.¹⁾

Am 3. April 1906 ist das an Jahren älteste Mitglied der math.-phys. Klasse, der Mathematiker Gustav Bauer, im hohen Alter von 85 Jahren gestorben. Während 50 Jahren hat er un-
gemein tätig und erfolgreich an dem Ausbau der mathematischen Wissenschaften mitgearbeitet und war als ein bewährter und vielseitiger Forscher auf einer Anzahl von Gebieten derselben bei seinen Fachgenossen hoch geschätzt. Es ist ihm gelungen, schwierigen Problemen, welche vor ihm die hervorragenden Mathematiker beschäftigt hatten, neue Seiten abzugewinnen und die Kenntnisse seiner Wissenschaft zu vertiefen. Sein Leben

¹⁾ Siehe Aurel Voß, Zur Erinnerung an Gustav Bauer. Allg. Zeitung, Beilage 1906, Nr. 271 und 272, und Jahresbericht der Deutschen Mathemat. Vereinigung Bd. 16, Heft 1, S. 54. — Gustav Bauer, Erinnerungen aus meinen Studienjahren. Festvortrag zum 16. Stiftungsfeste des mathem. Vereins zu München 1893.

gibt uns ein lehrreiches Beispiel, wie beharrliche Ausdauer trotz größter Schwierigkeiten zum ersehnten Ziele führt.

Bauer wurde am 18. November 1820 zu Augsburg geboren. Nach dem frühzeitigen Tode des Vaters, eines geachteten Kaufmanns, leitete die vortreffliche Mutter, deren er bis an sein Lebensende in Dankbarkeit gedachte, seine erste Erziehung. Er besuchte sodann das protestantische Gymnasium zu St. Anna, an dem damals der ausgezeichnete Rektor und Schulmann Kaspar Mezger wirkte, der seinen Schülern nicht nur Kenntnisse beibrachte, sondern sie auch zum Denken anleitete und sie für die Schönheiten des Altertums zu begeistern wußte.

Schon frühe war bei dem jungen Bauer die Vorliebe und Begabung zur Mathematik hervorgetreten; in dem Abgangszeugnisse vom Gymnasium sind seine reichen Kenntnisse in der Mathematik hervorgehoben und besonders spricht dafür, daß er vor dem Übertritt an die Universität während eines Jahres die von dem Rektor Leo geleitete polytechnische Schule in Augsburg als Hospitant besuchte, um eingehenderen mathematischen Studien zu obliegen. Aber nicht nur in der Mathematik war er vortrefflich vorgebildet, er hatte lebhaftes Interesse für alle Zweige des Wissens und sich eine reiche allgemeine Bildung erworben. Seine Vaterstadt liebte er schwärmerisch wegen ihrer altertümlichen Schönheit und ihrer hohen Bedeutung in der Geschichte.

Es stand in ihm von Anfang an fest, daß er Lehrer und Forscher in der Mathematik werden wolle; es war aber damals, namentlich in Bayern, nicht so leicht wie jetzt sich auf der Universität zum akademischen Berufe vorzubereiten und tiefer in die mathematische Wissenschaft einzudringen. An den meisten deutschen Universitäten, insbesondere an den bayerischen, wurde die Mathematik noch nicht als reine Wissenschaft betrieben, sondern nur insoweit, als es das Bedürfnis der Gymnasien und Gewerbeschulen zu erfordern schien. So lehrten hierin in München um diese Zeit der frühere Wundarzt im österreichischen Heere und Hofbediensteter bei dem Churfürsten Karl Theodor Dr. med. Franz Paula Gruithuisen, von dem über alle möglichen

Fächer der Naturwissenschaft eigentümliche Beobachtungen und Versuche herrühren,¹⁾ als Professor der Astronomie, ferner Eduard Hierl als Professor der Vermessungskunde für Forstkandidaten und der durch Herausgabe mehrerer mathematischer Lehrbücher bekannte außerordentliche Professor Dr. Georg Recht, alle drei ohne jede Bedeutung für die mathematische Wissenschaft. Nur Karl G. Chr. v. Staudt in Erlangen förderte dieselbe später durch seine berühmte Schrift über die „Geometrie der Lage“, war aber als Lehrer von geringer Wirksamkeit.

Bauer bezog, 19 Jahre alt, die Universität zu Erlangen, welche die Abiturienten des protestantischen Augsburger Gymnasiums zumeist wählten. Er mußte zunächst die vor dem Fachstudium noch jetzt vorgeschriebenen acht philosophischen Vorlesungen hören; er hörte Naturgeschichte bei K. v. Raumer, Botanik bei dem trefflichen Wilhelm Daniel Joseph Koch, der die ihm zeitlebens gebliebene Lust an den Pflanzen und dem Botanisieren in ihm erweckte. Mathematik trieb er nur für sich, offenbar da darin in den Vorlesungen an der Universität nichts mehr für ihn zu holen war.

Er verließ nach einem Semester Erlangen und beschloß nach einem kurzen Aufenthalt in Wien, wo er bei Andreas v. Ettinghausen Physik und bei Jos. Joh. v. Littrow Astronomie hörte, zu seiner Ausbildung in der Mathematik nach Berlin zu gehen.

Von der östlichen Universität Königsberg war zu dieser Zeit eine neue Auffassung und eine Reform in dem mathematischen Unterricht durch den genialen Astronomen Friedrich Wilhelm Bessel und den ausgezeichneten Mathematiker C. G. J. Jacobi ausgegangen, denen sich F. Richelot und der berühmte Lehrer der mathematischen Physik, Franz Neumann, anschlossen. Nach ihnen sollte der mathematische Unterricht nicht wie bisher in einigen allgemeinen und elementaren Vorlesungen bestehen, sondern sein Schwerpunkt in die Übungen und in die Anleitung der Studierenden zu eigenen Arbeiten im Seminar im Anschluß

¹⁾ Siehe seine Beiträge zur Physiognosie und Eautognosie.

an die ihrer Lehrer verlegt werden. Durch diese Vereinigung von Mathematikern ersten Ranges entstand in Deutschland eine glänzende wissenschaftliche Schule der mathematischen Forschung und von ihr aus das neue Aufleben der Mathematik in unserem Vaterlande.

Das gleiche Prinzip hatte schon in einigen Naturwissenschaften Eingang gefunden und drang allmählich auch in anderen Wissenschaften durch. Durch die unausbleibliche Erweiterung desselben wird die Ausbildung an den Hochschulen eine Umwälzung von Grund aus erfahren, indem vieles, was man jetzt in ausführlichen Vorlesungen lehrt, dem Privatstudium der Lehrbücher überlassen werden muß, und an deren Stelle der Anschauungsunterricht und das Arbeiten in den Laboratorien treten wird.

Von Königsberg aus pflanzte sich die neue Art des mathematischen Unterrichts nach Berlin fort, woselbst die hervorragenden Mathematiker, Peter Gustav Lejeune-Dirichlet und Jakob Steiner wirkten, welche Bauer zu hören wünschte. Insbesondere übten die geistvollen Vorträge des ersteren über partielle Differentialgleichungen und über bestimmte Integrale und Zahlentheorie einen großen Einfluß auf ihn aus; er traf unter den sechs Zuhörern seinen späteren Münchener Kollegen Philipp Ludwig Seidel, der dann zu Bessel nach Königsberg ging, wo auch der früh verstorbene, für Mathematik und Musik hochbegabte Augsburger Freund Bauers, Gustav v. Hößlin, zog. Zur Charakteristik Bauers sei angegeben, daß er außerdem noch die Vorlesungen von Poggendorf, Seebeck und Ohm über Physik, von Dove über Meteorologie, von Steffens über Naturphilosophie, von Werder über Geschichte der Philosophie und die der Gebrüder Grimm über Rechtsaltertümer und über das Gudrunlied besuchte.

Nach einjährigem Aufenthalte in Berlin (1840/41) nach München zurückgekehrt, bestand er eine eben ausgeschriebene staatlich theoretische Prüfung mit ausgezeichnetem Erfolge und erhielt dann zur Aushilfe einen Lehrauftrag für Mathematik am Augsburger Gymnasium, wobei die Lehrgabe und der Eifer des

21 Jährigen viel Anerkennung fanden. Darnach beschäftigte er sich in München, wohin die Mutter gezogen war, bei Joh. Lamont an der Sternwarte und bearbeitete seine der mathematischen Physik entnommene Dissertation: „Von der Theorie der Wärme“, mit der er (1842) in Erlangen (mit dem Prädikat insigne) den Doktorgrad erwarb.

Nun sollte noch ein Aufenthalt in Paris folgen. Bekanntlich hatte zu Anfang des 19. Jahrhunderts eine Ansammlung eminenter Mathematiker und Physiker wie Carnot, Cauchy, Dulong, Fourier, Lagrange, Laplace, Legendre, Monge, Poisson Paris zum Zentrum der mathematisch-physikalischen Wissenschaft gemacht. Ihr Ruhm zog lange Zeit die jungen Gelehrten aller Länder nach Paris, um ihre Ausbildung zu vollenden. Auch Liebig mußte daselbst bei dem Chemiker Gay Lussac das suchen, was er in Deutschland nicht fand. Als Bauer nach Paris kam, wirkten daselbst die Mathematiker Chasles, Lacroix, Lamé, Libri, Liouville, Poncelet, Sturm und die Physiker Arago, Dumas, Pouillet, Regnault. Man kann sich denken, wie der wissensdurstige Jüngling seine Zeit verwertete und auch sonst in der großen Stadt neue Eindrücke für das Leben empfing. Besonders zogen ihn die Vorlesungen von Liouville über die Theorie der Attraktion nach dem Newtonschen Gesetz und die von Libri über höhere Mathematik an.

Mit dem Pariser Aufenthalt (1842/43) waren die Lehrjahre Bauers abgeschlossen, und er mußte sich nun einen seinen reichen Kenntnissen entsprechenden Wirkungskreis zu verschaffen suchen. Sein sehnlicher Wunsch war die akademische Laufbahn, aber in Bayern tat sich unter dem den wissenschaftlichen Bestrebungen wenig geneigten Ministerium Abel keine Aussicht auf.

In dieser Sorge wurde er von dem Redakteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung Gustav Kolb auf eine Erzieherstelle bei dem Fürsten Nikolaus Ghykha in Rumänien, der mit seiner Familie abwechselnd in Jassy und auf dem ausgedehnten Gute Comanesty in einem einsamen, von dichten Wäldern umgebenen Schlosse lebte, aufmerksam gemacht. Mit schwerem Herzen entschloß er sich, diese Stelle, welche sonst sehr günstige

Bedingungen bot, (1845) anzunehmen; drängte sie ihn doch von der gewöhnlichen Laufbahn eines Gelehrten ab und brachte ihm ungewisse Wanderjahre. Er hatte die Aufgabe, die Erziehung der drei fürstlichen Söhne zu leiten und sie in allen Schulfächern zu unterrichten, wozu er durch seine allgemeine Ausbildung und sein pädagogisches Talent in hohem Maße befähigt war. Er hat sich durch den Erfolg seiner Tätigkeit befriediget gefühlt, und die fürstliche Familie sowie seine Zöglinge dankten es ihm durch innige Verehrung und Anhänglichkeit. Er blieb daselbst acht Jahre lang, bis die Erziehung in den oberen Gymnasialklassen zu München ihren Abschluß fand. Er bedauerte nur, daß er in der Einsamkeit in Rumänien die literarischen Hilfsmittel und den Verkehr mit der wissenschaftlichen Welt entbehrte.

Bauer hatte sich dadurch endlich die Mittel erworben, die akademische Laufbahn einschlagen zu können, allerdings erst im Alter von 37 Jahren, in dem andere wohlbestallte ordentliche Professoren sind und einen guten Teil ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit hinter sich haben. Sein um ein Jahr jüngerer früherer Studiengenosse in Berlin, Seidel, war schon seit zwei Jahren ordentlicher Professor.

Im Jahre 1857 habilitierte sich Bauer an unserer Universität als Privatdozent der Mathematik mit einer wertvollen Abhandlung: „Über die Integrale gewisser Differentialgleichungen, welche in der Theorie der Anziehung vorkommen.“ Es war nach der Doktordissertation seine erste wissenschaftliche Arbeit. Seitdem war er unablässig bemüht, der Wissenschaft zu nützen und durch seine Vorlesungen die mathematischen Studien an der Universität zu fördern und zu heben, was ihm auch in reichem Maße gelungen ist. Durch den Einfluß seines Kollegen und späteren Freundes Seidel, der ihn besonders hoch schätzte, wurde er 1865 außerordentlicher und 1869 ordentlicher Professor.

Die wissenschaftlichen Arbeiten Bauers bewegen sich auf zwei ganz verschiedenen Gebieten der Mathematik.

Die erste Art derselben handelt von der theoretisch interessanten und für die mathematische Physik so wichtigen Theorie

der Kugelfunktionen. Die Vorlesungen von Dirichlet und Liouville hatten ihn in die Anwendungen der Potentialtheorie auf das Problem der Wärmeleitung, insbesondere in die Lehre von den Kugelfunktionen, eingeführt, der seine hauptsächlichsten Arbeiten bis in die Mitte der siebenziger Jahre angehören; dieselben sind größtenteils in dem Crelle-Borchardtschen Journal, später in den Sitzungsberichten unserer Akademie veröffentlicht. Die vorher erwähnte Dissertation zeigte, daß er sich schon damals eingehend mit der Theorie der Kugelfunktionen abgegeben hatte. Vor allem war es seine allerdings durch die Arbeiten von Franz Neumann überholte Habilitationsschrift, in der er völlig selbständig die Theorie der Kugelfunktionen zweiter Art entwickelte. Hierher gehören noch mehrere weitere Abhandlungen, wie die über die Gammafunktionen, über die Bernouillischen Zahlen und über Erweiterungen der Lehre von den Kugelfunktionen. Er lieferte dadurch neue Beiträge zur Erkenntnis der Art der Darstellung beliebiger Funktionen durch Reihen, die nach solchen Gebilden geordnet sind, und zeigte den Weg zu einem neuen Beweise der Konvergenz solcher Entwicklungen, der wesentlich verschieden von dem berühmten Dirichletschen sich gestaltet. Er hat dadurch die Wissenschaft mit schönen Sätzen über die vor ihm von einer Anzahl der ausgezeichnetsten Mathematiker bearbeiteten Kugelfunktionen bereichert, welche Sätze bereits in die Lehrbücher übergegangen sind.

Die zweite Art seiner Arbeiten ist geometrischer Natur. Die Lehrtätigkeit an der Universität wies ihn besonders auf das mit so vielem Erfolge kultivierte Feld der Anwendungen der Algebra auf die Geometrie hin. Es galt die weitere Verfolgung der analytisch-geometrischen Methode, welche er im Anschluß an die Arbeiten der englischen Geometer sich selbständig zu eigen gemacht. Auch in dieser Richtung hat er sich mit sehr gutem Erfolg betätigt und verwickelte Aufgaben zu lösen gewußt. Es gehört hierher die Untersuchung über die Reziprozitätsverhältnisse des in der Theorie der Kegelschnitte so wichtigen Paskalschen Sechsecks, durch welche er die Kenntnis der

interessanten Eigenschaften desselben einerseits bereicherte, andererseits aber, was noch wichtiger ist, dieselben unter gemeinsamem Gesichtspunkte in ihrer bisher vermißten Einheit erkennen ließ, so daß er das Problem, über welches vorher Hesse nicht zur Entscheidung gekommen war, in höchst anschaulicher Weise völlig löste.

Ferner sind hervorzuheben die schönen Arbeiten über die Theorie der Flächen dritter Ordnung, die ihm einen ihrer wesentlichsten Sätze verdankt, sowie über eine Eigenschaft des geradlinigen Hyperboloids, welche bis dahin den Mathematikern entgangen war. Noch im Alter von 85 Jahren legte er in der Sitzung der Akademie vom 4. März 1905 seine letzte Arbeit vor: „Von der Kurve sechster Ordnung, welche der Ort der Brennpunkte der Kegelschnitte ist, welche durch vier Kegelschnitte gehen.“

Ein Hauptverdienst Bauers liegt in seiner fruchtbaren Lehrtätigkeit. Er las über die geometrischen Wissenschaften, die sich zu jener Zeit, namentlich durch die deutschen Mathematiker, so gewaltig entwickelt hatten, und dann über Algebra und analytische Mechanik. Er war ein beliebter Lehrer; die vielen im Lehramt für Mathematik und Physik an den bayerischen Mittelschulen Angestellten waren fast alle seine Schüler. Man kann nicht sagen, daß er einen glänzenden Vortrag hatte; bei seinem ungemein lebhaften Naturell pflegten, wie Kollega A. Vofß in seinem schönen Nachruf sich ausdrückt, seine Gedanken nicht selten dem gesprochenen Worte und damit auch dem Verständnis des Hörers voranzueilen; aber die an die originelle Vortragsweise einmal Gewöhnten erkannten, daß es ihm heiliger Ernst war und er mit aller seiner Kraft bestrebt war, ihnen das richtige Verständnis für die Lehren der Wissenschaft beizubringen. Besondere Sorgfalt widmete er dem Unterricht in dem mathematischen Seminar sowie der Ausgestaltung desselben mit Büchern und Modellen, und hier war es vor allem, wo er den Studierenden nahe trat. Er hatte ein warmes Herz für den fleißigen Studenten und er war für sein Wohl mit Rat und Tat wie ein gütiger Vater besorgt.

Die allgemeine Verehrung zeigte sich bei seinem 70. und 80. Geburtstage, welche Feste er in vollster Rüstigkeit feiern konnte. Bei dem 16. Stiftungsfeste des mathematischen Vereins am 7. Juli 1893 hielt er den Festvortrag: „Erinnerungen aus meinen Studienjahren, insbesondere mit Rücksicht auf die Entwicklung der Mathematik in jener Zeit“, in dem er eine meisterhafte Darstellung der ruhmvollen Geschichte der Mathematik und der mathematischen Studien gab. An seinem 80. Geburtstage brachte ihm der mathematische Verein als Festgabe seine „Vorlesungen über Algebra“ dar. Dieselben sind aus den von ihm revidierten Heften der Studierenden von seinem Schüler Professor Karl Döhlemann im Auftrage des Vereins herausgegeben worden.

Bauer ist jugendfrisch an Körper und Geist bis in das höchste Alter geblieben. Niemals ernstlich krank erhielt er seinen Körper leistungsfähig durch Leibesübungen und weite Ausflüge in die schöne Umgebung unserer Stadt. In rastloser geistiger Tätigkeit hielt er, obwohl er mit dem Sommersemester 1901 von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden worden war, doch noch im Winter 1904/05 seine gewohnte, ihm lieb gewordene Vorlesung. Er war eine frohe, sinnige Natur, wahrheitsliebend und zuverlässig, ein durch und durch edler, reiner Charakter; als solcher wird er in unserem Gedächtnis bewahrt bleiben. Sein Leben ist ein wahrhaft glückliches gewesen.

Wilhelm Koenigs.

Am 15. Dezember 1906 starb im Alter von 55 Jahren das ordentliche Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse, der verdiente Chemiker Wilhelm Koenigs. Er hat sich mit großem Erfolg an der Aufhellung des Baues der verwickelten Kohlenstoffverbindungen beteiligt und sich namentlich von Anfang seiner Tätigkeit an der planmäßigen Erforschung der China-Alkaloide gewidmet.

Koenigs wurde am 22. April 1851 zu Dülken bei Düsseldorf als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geboren. Den

ersten Unterricht erhielt er in dem Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Köln (1862—1868), wohin die Familie übergesiedelt war. Nach Absolvierung des Gymnasiums bezog er (im Herbst 1868) die Gewerbeakademie zu Berlin in der Absicht Maschinenbaukunde zu studieren; nebenher hörte er mathematische und naturwissenschaftliche Vorlesungen an der Universität und an der Bauakademie. Dabei entwickelte sich in ihm die Neigung zur Chemie, die ihn veranlaßte, ein Semester im Laboratorium des berühmten Chemikers Aug. Wilh. Hofmann, des Begründers der Teerfarbenchemie, und ein zweites bei Professor Finkener auf der Bergakademie zu arbeiten. Im Herbst 1871 verließ er Berlin und ging zur Fortsetzung seiner naturwissenschaftlichen und speziell chemischen Studien nach Bonn, woselbst er drei Jahre lang in der organischen Abteilung des Laboratoriums von August Kekulé, des damals auf der Höhe seines Ruhms stehenden Schöpfers der Strukturchemie, sich beschäftigte.

Nach einem in Heidelberg bei dem Altmeister der Chemie, Robert Bunsen, zugebrachten Semester (1874/75) promovierte er in Bonn auf Grund einer im dortigen Institut ausgeführten Untersuchung: „Über die Einwirkung von Phosphorsuperchlorid auf Äthylendisulfosäure.“

Nachdem er den Sommer 1875 noch analytische Chemie bei Professor Finkener in Berlin getrieben und den Winter 1875/76 im Technologischen Laboratorium des Polytechnikums zu Zürich tätig war, kam er als junger Doktor im Sommer 1876 mit reichen Vorkenntnissen ausgerüstet nach München. Nach dem Tode Liebig's war mit glücklichem Griff als Nachfolger der angesehene Chemiker Adolf Baeyer aus Straßburg berufen worden. Während vorher eine Ausbildung in der Chemie dahier nicht möglich war, entstand rasch ein großes Laboratorium, das bald mit an erster Stelle im Unterricht und in der wissenschaftlichen Forschung stand. Eine große Anzahl talentvoller Schüler hatte sich um den in vollster Kraft stehenden Leiter gesammelt, von denen einige zu großer Berühmtheit gelangt sind. In diesen Kreis strebsamer Jünger trat Koenigs ein; hier fand er die ihm zusagende Wirksamkeit

für sein Leben, so daß er in München sesshaft blieb; alle seine Arbeiten hat er von nun an hier ausgeführt.

Im Jahre 1881 habilitierte er sich als Privatdozent für Chemie mit einer bemerkenswerten Abhandlung: „Studien über die Alkaloide.“ 1892 bekam er den Titel und Rang eines außerordentlichen Professors an der Universität; seit 1896 war er außerordentliches und seit 1903 ordentliches Mitglied unserer Akademie; 1897 lehnte er einen ehrenvollen Ruf als ordentlicher Professor an die Technische Hochschule zu Aachen ab, er fühlte sich durch seine hiesige Tätigkeit voll befriediget.

Koenigs begann seine wissenschaftliche Laufbahn vor fast 30 Jahren mit einer Untersuchung der Einwirkung von schwefliger Säure und von Sulfinsäuren auf Diazobenzol (1877). Er erhielt dabei eine Substanz, welche einerseits ein Azokörper und andererseits ein Sulfobenzid ist, und die er dementsprechend aus Benzolsulfinsäure und Diazobenzol aufbauen konnte. Durch diese Beobachtungen wurde er veranlaßt, die Einwirkung der salpetrigen Säure auf Benzosulfinsäure zu studieren, und entdeckte dabei die Dibenzsulfhydroxamsäure, welche der Ausgangspunkt für höchst interessante Untersuchungen über die Oxydation des Hydroxylamins geworden ist.

Seit dem Jahre 1880 wandte sich Koenigs dem Gebiete der stickstoffhaltigen Kohlenstoffverbindungen von basischem Charakter, der natürlichen Alkaloide, zu, das er seitdem unablässig und mit reicher Ernte bebaut hat. Zunächst gelang es ihm, zwei fundamentale Reaktionen aufzufinden, nämlich die Synthese des Chinolins, das man durch Destillation von Chinin oder Cinchonin gewinnt, aus Allylanilin, und die Überführung des aus dem Piperin des Pfeffers dargestellten Piperidins in Pyridin.

Die Beschäftigung mit diesen Basen führten ihn zu einer neuen Auffassung der in der Natur vorkommenden Alkaloide, die er in seiner vorhergenannten Habilitationsschrift zusammenfaßte. In dieser Schrift setzte er auseinander, daß zahlreiche Pflanzenbasen als Derivate des Pyridins und hydrierter Pyridine aufzufassen seien und daher zu den Pyridinen in einem ähn-

lichen Verhältnis ständen wie die Terpene und Kampherarten zu den aromatischen Verbindungen. Die Schrift bildet gewissermaßen das Programm für seine umfangreichen, in ununterbrochener Reihe veröffentlichten Untersuchungen über die Pflanzenbasen.

Die erste, auch für weitere Kreise interessante Entdeckung war die des durch Reduktion des Chinolins und darauf folgende Methylierung gewonnenen Methyltetrahydrochinolins oder Kairolins; dasselbe hat stark fieberstillende Eigenschaften und gab den Anstoß zu den Untersuchungen, welche zur Auffindung des besser wirkenden Antipyrins durch Knorr geführt haben.

Darauf wandte sich Koenigs mit aller Kraft dem Studium der in medizinischer Hinsicht so wichtigen Chinabasen zu; es gelang ihm, durch eine sehr große Reihe von Experimentaluntersuchungen die Konstitution derselben soweit festzustellen, daß die künstliche Darstellung des Chinins nur mehr eine Frage der Zeit ist. In diesen seinen Arbeiten ist eine Fülle von neuen Gesichtspunkten für den Aufbau derartiger Pflanzenbasen enthalten, die eine höchst wertvolle Bereicherung der chemischen Wissenschaft bilden.

Im weiteren Verfolg dieser Untersuchungen über die Alkaloide erhielt er durch Oxydation von Cinchonin neben anderen Oxydationsprodukten das Merochin. Es glückte ihm nun, den Zusammenhang zwischen diesen Substanzen aufzuklären und damit eine neue Stütze für die Richtigkeit der Formel des Merochins beizubringen. Ferner stellte er Methylierungsprodukte von Desoxycinchonidin und Desoxycinchonin dar und untersuchte das Verhalten der Jodwasserstoffadditionsprodukte von Cinchoninchlorid und von Cinchonin sowie die der Sulfoderivate des Cinchens. Das aus Cinchonin gewonnene Lepidin wurde einer genaueren Prüfung unterworfen und eine Anzahl neuer Derivate dargestellt, welche für dieses Kapitel großes Interesse haben.

Durch Behandlung der Cinchoninsäure mit rauchender Salpetersäure stellte er eine Nitrocinchoninsäure dar, welche sich bei der Reduzierung als ein Ana-Substitutionsprodukt er-

wies, indem es sich ebenso wie das entsprechende Derivat der Naphtonsäure in ein inneres Anhydrit verwandelte.

Besonders erfolgreich gestaltete sich seine Untersuchung über die Produkte der Einwirkung von Formaldehyd auf Chinaldin, indem es ihm möglich war, nicht nur ein Molekül des ersteren, sondern auch zwei und drei in das Alkaloid einzuführen. Die neuen Basen enthalten nach seinen Ermittlungen nur eine einzige Seitenkette, wie die Oxydation derselben zu Chinaldinsäure beweist, der Kohlenstoff ist aber ein verzweigter, da der doppelte Alkohol durch Reduktion in Isopropylchinolin verwandelt wird. Hieran reißen sich seine Versuche über die Einwirkung von Aldehyden auf solche Chinolinderivate, welche eine Methyl- oder Methylengruppe in der α - oder γ -Stellung enthalten, sowie die Arbeiten, welche bestimmt waren, das neu gewonnene Gebiet abzugrenzen.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse vom 2. Dezember 1905 hielt er seinen letzten, in Liebigs Annalen der Chemie veröffentlichten Vortrag: „Über die Konstitution der Chinaalkaloide“, in dem er den damaligen Stand dieses Problems, an dessen Klärung ihm ein so hervorragender Anteil zufällt, darlegte.

Eine andere Reihe wichtiger Arbeiten ist endlich die über Derivate von Zuckerarten, in denen er einen neuen und leicht gangbaren Weg für die Synthese von Glucosiden nachwies.

Nicht nur die Wissenschaft sondern auch das chemische Laboratorium unserer Universität hat durch das Ableben von Koenigs einen schweren Verlust erlitten. Er war dem Vorstand eine getreue Hilfe seit fast drei Dezennien bei dem Unterricht im organischen Laboratorium und bei der Ausführung der wissenschaftlichen Arbeiten der Schüler. Den Anfänger wußte er aufzumuntern, wenn er an dem Erfolg seiner Arbeit verzweifeln wollte, und den älteren Fachgenossen war er ein fördernder Berater.

Als Dank dafür, was er in dem Laboratorium genossen, und in Begeisterung für die Wissenschaft, machte er in hochherziger Gesinnung im Jahre 1900 mit seinen Geschwistern

eine Stiftung zur Förderung wissenschaftlich-chemischer Forschungen, welche er später am 70. Geburtstage seines geliebten Lehrers zur Adolf von Baeyer-Jubiläumstiftung mit einem Kapitale von 50 000 Mark erweiterte; in seinem Testamente führte er der Münchener Bürgerstiftung 50 000 Mark zu, außerdem noch besonders 10 000 Mark dem chemischen Laboratorium und eine weitere ansehnliche Summe für botanische, zoologische und chemische Forschung.

Als Wohltäter der Akademie ist sein Name in den Tafeln der Spender der Akademie für immer eingegraben; er wird aber auch in den Annalen seiner Wissenschaft als der eines feinen Denkers und Experimentators fortleben.

Ludwig Boltzmann.

Ludwig Boltzmann, der hervorragende Physiker, ist am 6. September zu Duino bei Triest, wo er Erholung suchte, eines jähen Todes gestorben. Mit ihm hat die Wissenschaft den Meister und Führer in der theoretischen Physik verloren, dem es, wie nur wenigen, gelungen ist, auf diesem schwierigen Gebiete in die Tiefe zu dringen; er war einer der bedeutendsten Denker in seiner Wissenschaft, von größtem mathematischen Scharfsinn und ein äußerst gewandter Experimentator.

Ludwig Boltzmann wurde in Wien am 20. Februar 1844 geboren; er machte seine akademischen Studien hauptsächlich in seiner Vaterstadt, wo Joseph Stefan und Lohschmidt seine Lehrer waren. Als Assistent Stefans habilitierte er sich (1867) an der Universität als Privatdozent. Man erkannte bald das ungewöhnliche mathematische Talent des jungen Gelehrten, denn schon im Alter von 25 Jahren (1869) wurde er als ordentlicher Professor der mathematischen Physik an die Universität Graz berufen. Er war eine unstete Natur, die nirgends dauernde Ruhe fand und immer glaubte, einen mehr zusagenden Wirkungskreis erreichen zu können. Er blieb in Graz nur vier Jahre, ging dann als Professor der reinen Mathematik an die Wiener Universität, hierauf nach zwei Jahren als Professor der Experi-

mentalphysik und Vorstand des neu errichteten physikalischen Institutes wiederum nach Graz. Seine glänzende Entwicklung und die hohe Bedeutung, die er in der Wissenschaft erlangt hatte, brachten es mit sich, daß man von vielen Seiten bestrebt war, ihn zu gewinnen. Seine bereits erfolgte Ernennung zum Nachfolger Kirchhoffs in Berlin machte er wieder rückgängig, folgte aber im Jahre 1890 gerne einem Rufe an die hiesige Universität als Professor für theoretische Physik. Er lebte sich dahier bald ein und versammelte einen Kreis vorgeschrittener Schüler um sich; wir waren stolz darauf, ihn als tätiges Mitglied unserer Universität und Akademie zu besitzen; um so größer war unsere Überraschung, als er nach vier Jahren sich bestimmen ließ, abermals nach Wien als Professor der theoretischen Physik als Nachfolger seines Lehrers Stefan zu gehen. Er hielt es jedoch auch in seiner Vaterstadt nur sechs Jahre aus; es zog ihn nach Leipzig, weil er glaubte, an dieser Universität mit ihrer glänzenden mathematischen Schule in der Anregung eines größeren, besser vorgebildeten Schülerkreises eine befriedigendere Wirksamkeit zu finden. Er fand aber auch da nicht das Gesuchte und kehrte (1902) endlich als Professor der theoretischen Physik nach Wien zurück. Er wäre nicht abgeneigt gewesen nochmals nach München zu kommen. In den letzten drei Jahren erhielt er noch einen Lehrauftrag für Methode und allgemeine Theorie der Naturwissenschaften als Erbe der Lehrkanzel des Physikers Ernst Mach, welcher über Geschichte und Theorie der induktiven Wissenschaften Vorlesungen zu halten hatte.

Boltzmann stand nach dem Tode von Clausius, Kirchhoff und Helmholtz nach dem übereinstimmenden Urteil aller Fachgenossen unter den theoretischen Physikern Deutschlands an erster Stelle. Seine zahlreichen, zum größten Teil in den Sitzungsberichten der Wiener und unserer Akademie, sowie in Clebschs mathematischen Annalen und in Wiedemanns Annalen der Physik veröffentlichten Arbeiten bewegen sich fast sämtlich auf dem Gebiete der theoretischen Physik, und wenn er im Laboratorium Beobachtungen und Messungen ausführte, so geschah es immer im Anschluß an theoretische Untersuchungen und zur Prüfung

ihrer Konsequenzen. Dabei zeigte sich der eminente Theoretiker zugleich als Erfinder der sinnreichsten Beobachtungsmethoden und fein ausgedachter Apparate. Seine hervorragende Begabung für theoretische Untersuchungen in Verbindung mit einer seltenen Beherrschung des mathematischen Rüstzeuges haben ihn befähigt, die physikalischen Theorien von Clausius und insbesondere von Maxwell in glücklichster und erfolgreicher Weise weiter auszubilden und zu ergänzen, sowie eine Reihe anderer schwieriger Fragen zu lösen oder der Lösung näher zu führen.

Seine Lehrer Lohschmidt und Stefan hatten ihn als angehenden Forscher auf die kinetische Gastheorie und die Theorie der elektrischen Erscheinungen von Maxwell, dem er die tiefsten Anregungen verdankte, aufmerksam gemacht. Den größten Teil seines Lebens widmete er der Klärung dieser schwierigen Probleme.

Die Untersuchungen über die mechanische Theorie der Wärme und der auf die Gase bezügliche Teil dieser Theorie, die kinetische Theorie der Gase, waren wohl seine größten Leistungen; schon als 21 jähriger Student schrieb er seine erste Abhandlung, in der ihm die mechanische Begründung des zweiten Hauptsatzes der Wärmetheorie durch Zurückführung auf das Hamiltonsche Prinzip gelang; dieselbe blieb aber ganz unbeachtet, bis eine Polemik mit Clausius, der vier Jahre nachher zu ähnlichen Resultaten gekommen war, die Aufmerksamkeit auf sie lenkte.

Später deckte er die Beziehungen auf zwischen diesem Satze und der Wahrscheinlichkeitsrechnung, sowie den Sätzen über das Wärmegleichgewicht. Er verfolgte denkend bis in die letzten Konsequenzen den Vorgang beim Zusammenstoß zweier Teilchen nach den Grundsätzen der Mechanik und stellte fest, in welcher Weise sich die Geschwindigkeiten beider Teilchen beim Stoß ändern, und berechnete sodann, wie oft in einer gegebenen Zeit jede Art von Zusammenstößen vorkommt.

So erhielt er das Gesetz, nach dem sich in einem Gas während des stationären Zustandes die Geschwindigkeiten auf

die verschiedenen Moleküle verteilen, so daß er davon ausgehend die Erscheinungen: den Druck, die innere Reibung, die Diffusion, die Wärmeleitung etc. abzuleiten vermochte.

Nur wenige konnten ihm anfangs in die abstrakten Höhen seines Denkens folgen, so daß seine Lehren längere Zeit vielen fremd geblieben sind; in England, wo Maxwell vorher mit solchen Problemen beschäftigt war, fand er früher Verständnis und Anerkennung. Die Zusammenstellung seiner diesbezüglichen Arbeiten in dem zweibändigen Werke: „Vorlesungen über kinetische Gastheorie“ (1895 – 1899) gab eine unvergleichliche Einführung in das schwierige Gebiet und rückte ihn in Deutschland in die Stellung neben Clausius und Maxwell.

Die mechanische Begründung des zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik war ihm die Veranlassung, sein merkwürdiges Buch: „Vorlesungen über die Prinzipien der Mechanik“ in zwei Bänden (1897 und 1904) zu schreiben; es ist eines der hervorragendsten deutschen theoretisch-physikalischen Werke, eine Darstellung und Prüfung der allgemeinen Sätze der Mechanik von unerreichter Genauigkeit und meisterhafter Kritik.

Nächst der Gastheorie hat sich Boltzmann am eingehendsten mit der Elektrodynamik beschäftigt, insbesondere mit der Erweiterung der klassischen Theorie der elektromagnetischen Schwingungen in Nichtleitern von Maxwell. Mit besonderer Vorliebe war, wie gesagt, Boltzmann den von letzterem eröffneten Pfaden gefolgt. Maxwell hatte vorausgesagt, daß das Licht auf elektro-magnetischen Schwingungen beruhe, und auf der von Faraday geschaffenen breiten induktiven Grundlage einen theoretischen Bau kühnster Konstruktion aufgeführt, dessen Schlußstein jener Zusammenhang zwischen Licht und Elektrizität bildete, welcher später (1888) durch die bewundernswerten Versuche des leider zu früh verstorbenen Heinrich Hertz eine so überraschende experimentelle Bestätigung fand. Die Schriften des genialen Schotten sind jedoch nicht immer von klarer und logisch gegliederter Darstellung, und deshalb oft dunkel und schwer verständlich. Für Boltzmann, der die Tragweite der Maxwellschen Konzeption alsbald erfaßte und deren begeisterter

Apostel in Deutschland wurde, gab es jedoch auch hier keine Schwierigkeiten; sein Scharfsinn erkannte leicht die einfachen Prämissen, welche sich hinter der manchmal nebelhaften Darstellung Maxwells verbargen, und er entwickelte daraus mit der ihm eigenen Eleganz und Durchsichtigkeit ein logisch konsequentes Lehrgebäude der Elektrodynamik. Er hat als erster Maxwells Theorie der Elektrizität experimentell geprüft und gerade hierin sich als Meister in der Kunst des Experimentierens durch Überwindung der größten Schwierigkeiten gezeigt. Hierher gehören vor allem seine in den Jahren 1873 und 1874 gemachten berühmten Untersuchungen über die dielektrischen Körper mit experimentellen Bestimmungen der Dielektrizitätskonstanten einiger Gase und des kristallinischen Schwefels, wodurch er die Maxwellsche Theorie stützte, indem er sie in Beziehung zu dem optischen Brechungsvermögen brachte. In seinem im Wintersemester 1890 an unserer Universität gehaltenen „Vorlesungen über Maxwells Theorie der Elektrizität und des Lichts“, welche 1891 im Druck erschienen sind, treten jene Vorzüge in glänzender Weise hervor.

Wir besitzen von ihm noch eine eingehende Theorie der elastischen Nachwirkungen nebst bestätigenden Versuchen, Abhandlungen über das Hall-Phänomen, über die molekulare Theorie der Dissoziation, über das Strahlungsvermögen, wonach die Gesamtstrahlung eines Körpers proportional ist der vierten Potenz seiner absoluten Temperatur.

Er war ein überzeugter Anhänger der Annahme von Atomen und der kinetischen Theorie der Materie. Alle seine Werke ruhten auf dieser Voraussetzung, seine Lehren in der kinetischen Gastheorie sowie in den Prinzipien der Mechanik. Immer wieder verteidigte er seine Anschauung gegen Machs Beschreibung oder Phänomenologie und gegen Ostwalds Energetik auf das energischste.

Boltzmann war ein ausgezeichnete, höchst anregender akademischer Lehrer, welcher dem nach Erkenntnis strebenden denkenden Studierenden auch schwierige Themata verständlich zu machen wußte. Gerne hielt er auch Vorträge und Reden

vor einem größeren Kreise, z. B. bei Naturforscherversammlungen und Festsitzungen der Akademie, die sich durch Klarheit, ungemeine Lebendigkeit und Schönheit der Darstellung auszeichneten. In der wissenschaftlichen Debatte war er ein ungemein schlagfertiger und gefürchteter Gegner.

Im Jahre 1905 gab er seine gesammelten Reden und populären Abhandlungen von allgemeiner Bedeutung heraus. Nicht alle sind in gewöhnlichem Sinne populär, aber der naturwissenschaftlich gebildete Leser wird die geistvollen Darlegungen mit dem größten Interesse verfolgen. Seine Nekrologe auf Kirchhoff, Lohschmidt und Stefan zeigen eine rührende Pietät und Dankbarkeit für die Männer, welche ihm als Lehrer die Wege geebnet haben. Die letzte Abhandlung darin, eine Beschreibung seiner Reise nach Amerika, ist voll von Humor und feinem Witz, die man dem sonst so ernst erscheinenden Gelehrten nicht zugetraut hätte.

In den letzten Jahren hielt er an der Universität vor einem Zuhörerkreis von mehr als 600 Studierenden aus allen Fakultäten Vorträge über philosophische Themata; es war wohl die wahre Naturphilosophie, reich an Gedanken, geschöpft aus den tiefsten Kenntnissen der Naturwissenschaft.

Boltzmann war eine eigenartige, in sich geschlossene Persönlichkeit. Sein ganzes Denken und Sinnen war erfüllt von seiner wissenschaftlichen Arbeit und seinen Ideen, so daß anderes keinen Platz mehr fand. Daher kam es, daß ihm die Gebräuche und Gewohnheiten des gewöhnlichen Lebens unbekannt blieben und er ihnen als Fremdling gegenüberstand; er war darin von einer Einfachheit und Kindlichkeit, die in grellem Gegensatz stand zu der Höhe seines Geistes.

Es bildete sich bei ihm, hervorgerufen durch körperliche Leiden, allmählich eine tiefe Melancholie aus, die auch die Ursache war, daß er Hand an sich legte.

Boltzmann wird stets als einer der größten Denker in der Naturwissenschaft gepriesen werden.

Wilhelm von Bezold.

Am 17. Februar 1907 ist der Direktor des K. Preußischen Meteorologischen Instituts und Professor der Meteorologie an der Universität zu Berlin, Wilhelm von Bezold, im Alter von nicht ganz 70 Jahren gestorben. Er hat bis zum Jahre 1885 an den beiden hiesigen Hochschulen in ausgezeichnete Weise gewirkt und war seit 1875 ein hochgeschätztes und tätiges einheimisches ordentliches Mitglied unserer Akademie. Mit ihm ist einer der angesehensten Physiker und Meteorologen, der sowohl als Forscher wie als Organisator sich hohe Verdienste erworben hat, aus einem großen Wirkungskreise geschieden.

Bezold wurde am 21. Juni 1837 zu München als der Sohn eines höheren Ministerialbeamten geboren. Die Familie der Bezoldes stammt aus der alten ehemaligen freien Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber, die 1806 mit den protestantischen fränkischen Landen an Bayern gekommen war. Schon frühe zeigten sich an ihm ein ungemein lebendiger Geist und ungewöhnliche Talente, namentlich trat seine Vorliebe für Mathematik und Physik hervor; aber auch für andere Wissenszweige hatte er das größte Interesse und wie andere Mitglieder der Familie ein tiefes Verständnis für die Kunst.

Von Anfang an entschied er sich für das Studium der Physik als Lebensaufgabe. Zunächst besuchte er die Universität München, an der seit 1854 Philipp Jolly als Physiker wirkte, wandte sich aber bald nach Göttingen, wo der bedeutendste Physiker der damaligen Zeit, Wilhelm Weber, sein Lehrer war. In Göttingen erwarb er (1860) den Doktorgrad mit einer Dissertation „Zur Theorie des Condensators“. Nach München zurückgekehrt, wurde er Assistent am Physikalischen Institut und habilitierte sich (1861) an der Universität für Physik unter Vorlage einer Schrift „Über die physikalische Bedeutung der Potentialfunktion“. Nachdem er als Privatdozent und seit 1866 als außerordentlicher Professor an der Universität gelehrt hatte, erhielt er bei Errichtung der Technischen Hochschule (1868) eine ordentliche Professur für Physik und zwar für mathe-

matistische und angewandte Physik an derselben. Außerdem wurde er infolge seiner ausgezeichneten meteorologischen Studien (1878) zum Vorstand der neu begründeten K. Bayerischen Meteorologischen Zentralstation ernannt und ihm die Organisation des meteorologischen Dienstes übertragen, welche er mit ebenso großem Eifer als Erfolg ins Leben rief. Sowohl die für die Beobachter ausgearbeiteten Instruktionen als auch die Publikationen der Beobachtungsergebnisse wichen in vielen Beziehungen von den herkömmlichen Formen ab und können als mustergültig bezeichnet werden. Er führte auch die tägliche Herausgabe von Wetterkarten und Wetterberichten mit Wetterprognosen ein und organisierte einen weit ausgebildeten Dienst für die Untersuchung der Gewitter.

Das hohe wissenschaftliche Ansehen, das er sich durch die letzteren Arbeiten erworben, veranlaßte die preußische Regierung ihn (1885) als ersten ordentlichen Professor der Meteorologie in Deutschland an die Universität zu Berlin und als Direktor des Meteorologischen Instituts daselbst zu berufen. Es ist ihm ungemein schwer gefallen, München zu verlassen, da er dadurch den Entschluß fassen mußte, der Physik, der er so lange treu gedient und in der er durch seine elektrischen Forschungen eben an einen ihm die weitesten Aussichten eröffnenden Punkt gelangt war, zu entsagen und sich einer neuen Lebensaufgabe zuzuwenden. Er sollte den damals noch sehr daniederliegenden Wetterdienst in Preußen reorganisieren; es ist ihm auch durch sein organisatorisches Talent und durch unablässige Wirksamkeit als Leiter des enormen, viel verzweigten Verwaltungsapparates gelungen, das Institut zu einer mustergültigen Anstalt auszubauen, die im In- und Auslande das größte Ansehen genießt.

Bei seiner wissenschaftlichen Tätigkeit befaßte sich Bezold dementsprechend in der ersten Zeit mit rein physikalischen Problemen, später insbesondere mit solchen der Meteorologie.

Von seiner physikalischen Arbeit bewegt sich der größere Teil auf dem Gebiete der Elektrizitätslehre. An den vorher erwähnten ersten größeren Aufsatz über die physikalische Bedeutung der Potentialfunktion schließen sich Untersuchungen

an: über das Verhalten der starren Isolatoren gegen Elektrizität, über die elektrische Entladung, über die elektromotorische Kraft des galvanischen Lichtbogens, über die Theorie des Elektrophors, über den Zusammenhang zwischen Temperatur eines glühenden Drahtes und der Zusammensetzung des von ihm ausgehenden Lichtes sowie über die Brechung von Strom- und Kraftlinien; seine Versuche über elektrische Staubfiguren gaben ihm ein elegantes Mittel zur experimentellen Prüfung für die Art der Entladung. Die hohe Bedeutung seiner Untersuchungen über elektrische Entladungen ist anfangs nicht genügend beachtet worden, bis später Heinrich Hertz die Aufmerksamkeit darauf lenkte; sie kamen den bahnbrechenden Entdeckungen des letzteren über den Zusammenhang von Licht und Elektrizität, die unter anderem für die Begründung der drahtlosen Telegraphie den Ausgang bildeten, sehr nahe.

Eine zweite Reihe von Arbeiten Bezolds gehört der Optik und der Farbenlehre an. Es sind namentlich auch schwierige Fragen der physiologischen Optik, welche er mit tiefem Verständnis und feiner Beobachtungsgabe zu lösen bemüht war; es sind hierher zu zählen seine Untersuchungen über binokulares Sehen und über binokulare Farbmischung, über Zerstreuungsbilder auf der Netzhaut, über das Gesetz der Farbmischung und die physiologischen Grundfarben, seine Vergleichung von Pigmentfarben mit Spektralfarben und seine Arbeit zur Lehre von den identischen Netzhautpunkten. Ganz eigenartig ist sein 1874 erschienenes Werk: „Die Farbenlehre im Hinblick auf Kunst und Kunstgewerbe“, wozu er durch den Umgang mit Künstlern, besonders mit seinem Schwager, dem feinfühlenden Maler Anton Seitz, veranlaßt worden war.

Seit der Gründung der Bayerischen Meteorologischen Zentralstation und seiner Berufung als Direktor des Meteorologischen Instituts nach Berlin wurde Bezolds Arbeitskraft fast ganz von der Meteorologie in Anspruch genommen. Schon frühe interessierten ihn die Erscheinungen in der Atmosphäre, die er auf das genaueste beobachtete. Er bezeichnete die Meteorologie als eine Physik der Atmosphäre; seine Arbeiten hierin haben die

Meteorologie in bahnbrechender Weise gefördert. Durch statistische Zusammenstellungen fand er, daß gewisse Gesetzmäßigkeiten in der Häufigkeit der Gewitter existieren und darin eine säkulare Periode auftritt, welche zu den schon bekannten Perioden der Sonnenflecken und der Nordlichter in einfacher Beziehung steht. Hierher gehört seine Abhandlung über die Kälterückfälle im Mai, die „strengen Herren“, sowie die über die Verteilung des Luftdruckes und der Temperatur bei Gewittern. Die Vorgänge während der Dämmerung und den Ablauf der Farbenerrscheinungen während derselben wurden von ihm in München und im Gebirge genau verfolgt und beschrieben. In Berlin beschäftigte er sich mit einer neuen Klasse von Untersuchungen über die Thermodynamik der Atmosphäre, in denen er den Zusammenhang zwischen Meteorologie und Physik herzustellen verstand und die Meteorologie erst eigentlich zu einer der exakten Naturwissenschaften erhoben hat. Seine Forschungen zur Gaußschen Theorie des Erdmagnetismus haben diesem Wissenszweige neue Wege gewiesen.

Noch im vorigen Jahre erschienen seine gesammelten Abhandlungen über Meteorologie und Erdmagnetismus, welche dar- tun, wie sehr er hierin die Wissenschaft bereichert hat.

Bezold war auch ein ausgezeichnete akademischer Lehrer; namentlich hat er in öffentlichen Vorträgen in weiteren Kreisen über viele allgemeine Fragen der Meteorologie ein Verständnis für letztere zu erwecken gewußt.

Die physikalischen und meteorologischen Arbeiten Bezolds sichern ihm ein ehrenvolles Andenken in der Geschichte der Wissenschaft.

Henri Moissan.

Am 21. Februar 1907 ist das auswärtige Mitglied unserer Akademie, der berühmte Chemiker Henri Moissan, Professor der Chemie an der Universität zu Paris und Membre de l'Institut, im rüstigsten Alter von 55 Jahren und in voller Schaffenskraft auf der Höhe seines Ruhmes der tückischen Blinddarmentzündung

erlegen, nachdem er eben von einer Reise nach Stockholm, wo er den Nobelpreis in der schwedischen Akademie in Empfang genommen, zurückgekehrt war. Seine unermüdliche Tätigkeit, durch die er für die Wissenschaft und die Technik die größten Erfolge errang, bewegte sich fast ausschließlich auf dem Gebiete der anorganischen Chemie, welche durch die mächtige Entwicklung der Chemie der Kohlenstoffverbindungen sehr zurückgedrängt worden war.

Moissan wurde am 28. September 1852 zu Paris geboren. Er begann an der Pariser Universität seine den Naturwissenschaften, besonders der Chemie und Physik, gewidmeten Studien. Den ersten chemischen Unterricht empfing er am Muséum d'Histoire naturelle in dem Laboratorium von Fremy; hierauf trat er in das Institut von Decaisne und Dehérain ein, wo er im Alter von 22 Jahren seine erste wissenschaftliche Arbeit über die Aufnahme und Abgabe von Kohlensäure und Sauerstoff durch die Pflanze in der Abhängigkeit von der Belichtung ausführte. Nachdem er die verschiedenen Grade erlangt hatte, wurde er (1879) Repetitor der Physik an dem Institut agronomique, dann (1883) Professor der Toxikologie an der École supérieure de Pharmacie und zuletzt (1900) Professor der Chemie an der Faculté des Sciences an der Sorbonne, wo er das ausschließlich wissenschaftlicher Forschung gewidmete Laboratoire de Chimie générale leitete.

Seine ersten Arbeiten in der unorganischen Chemie waren die über verschiedene Chromverbindungen und über neue Amalgame der Metalle der Eisengruppe.

Von 1884 an beschäftigte er sich mit Untersuchungen über Fluor und Fluorverbindungen, welche er 20 Jahre lang fortsetzte. Im Jahre 1886 gelang ihm dabei eine der glänzendsten Entdeckungen in der Chemie des vorigen Jahrhunderts, nämlich die Isolierung und Reindarstellung des Elementes Fluor, ein Problem, dessen Lösung vorher die bedeutendsten Chemiker, wie Davy und Fremy, erfolglos versucht hatten. Er stellte zunächst eine große Anzahl merkwürdiger Fluorverbindungen dar: die Fluoride des Kohlenstoffs, Jods und Schwefels, die Oxyfluor-

verbindungen des Schwefels und Stickstoffs, das wasserfreie Platinfluorid, das Phosphor-, Mangan- und Arsentrifluorid, das Phosphorpenta- und Phosphoroxylfluorid; er machte ferner Versuche über die Einwirkung von elektrischen Funken auf das Phosphortrichlorid und studierte die Additionsprodukte von Brom auf Phosphortrifluoride. Von besonderem Interesse ist das von ihm entdeckte Schwefelhexafluorid, welches ein höchst beständiges Gas bildet, das weder von Wasser noch von Alkali angegriffen wird, sowie das in der letzten Zeit von ihm dargestellte sehr reaktionsfähige Nitrofluorid aus Stickoxyd und Fluor.

Das Wichtigste war aber die Reindarstellung des Fluors. Es ist seinem Scharfsinn und seiner hervorragenden Experimentierkunst durch dreijährige unermüdliche Arbeit gelungen, die enormen Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich wegen der außergewöhnlichen Reaktionsfähigkeit dieses Elementes seiner Isolierung entgegenstellen. Er erhielt es durch Elektrolyse, die er in größerer Ausdehnung in die Wissenschaft einführte, und zwar der wasserfreien, durch einen Zusatz von Fluorkalium leitungsfähig gemachten Flußsäure, an der Anode in Form eines gelben Gases, welches durch flüssige Luft in eine gelbe Flüssigkeit sich verwandeln läßt. Das Fluor zeigt von allen Elementen die größte Reaktionsfähigkeit, d. h. es hat eine sehr große Fähigkeit, sich mit anderen Stoffen zu verbinden: in Wasserstoff entzündet es sich von selbst, Wasser zerlegt es augenblicklich unter Bildung eines indigoblauen Dampfes, der aus Ozon besteht; Silizium entzündet sich darin von selbst, Kienruß¹ bei 150° unter Bildung von Tetrafluorkohlenstoff. Die Reindarstellung des Elementes Fluor ist die bedeutendste Tat von Moissan, die ihm auch den Nobelpreis eingebracht hat. Alle seine Erkenntnisse über das Fluor und die Fluorverbindungen sind in seinem Werke: „Le Fluor et ses Composés“ zusammengefaßt.

Daran schlossen sich seine Untersuchungen über das von ihm zuerst rein gewonnene Bor und seine Verbindungen an.

Ein weiteres Verdienst Moissans ist die Erfindung des ungeheueren Hitzegrade liefernden elektrischen Lichtbogenofens

und seine systematische Anwendung für die Wissenschaft. Er erreichte damit bis 3500° . Die strengflüssigsten Metalle wurden dadurch geschmolzen und verflüchtigt und neue Verbindungen erzeugt. Durch Reduktion der Metalloxyde von Uran, Wolfram, Vanadin, Titan, Kalzium etc. mit Kohle im elektrischen Ofen erhielt er die Karbide der Metalle; nur wenige Metalle zeigten sich unfähig zur Karbidbildung. In ähnlicher Weise stellte er auch Verbindungen des Siliziums und Bors mit den Metallen her, die Salizide und Boride; dann durch Reduktion der Phosphate, Arseniate und Antimoniate mit Kohle die Phosphide, Arsenide und Antimonide.

Die Karbide zeigen die wichtige Eigenschaft, durch Wasser unter Bildung von flüssigen und festen Kohlenwasserstoffen, wie Acetylen, Methane etc. zersetzt zu werden. Von besonderer Bedeutung ist in dieser Hinsicht das Kalziumkarbid durch seine Verwendung in der Technik geworden, da es mit Wasser das Azetylen liefert; Moissan ist dadurch der hauptsächlichste Begründer der großartigen Azetylenindustrie geworden.

In seinem Werke: „Le four électrique“ (1897) finden sich seine Erfahrungen mit dem elektrischen Ofen beschrieben.

Die Entdeckung, welche Moissans Namen besonders populär gemacht hat, ist die künstliche Herstellung von Diamanten, ein Problem, das bekanntlich schon viele Chemiker beschäftigt hatte; er erhielt dabei jedoch anfangs nur kleinste Kristalle in sehr geringer Menge. Später machte er, angeregt durch die winzige Diamanten führenden eisenhaltigen Meteoriten von Cañon-Diablo, abermalige Versuche über künstliche Herstellung von Diamanten. Er kam nämlich durch diesen Fund auf die Idee, daß der Diamant ein aus Eisen unter hohem Druck kristallisierender Kohlenstoff wäre. Er ließ daher den Kohlenstoff unter hohem Druck aus einer Lösung von flüssigem Eisen sich ausscheiden. Um diesen Druck zu erzeugen, ließ er geschmolzenes, kohlenstoffhaltiges Eisen in Wasser fließen, und erhielt dann aus dem erkalteten Eisen Kriställchen, welche in ihren physikalischen und chemischen Eigenschaften vollständig den natürlichen Diamanten entsprachen.

In den letzten Jahren war er noch mit den Nitriden, Hydriten und den Metallammoniumverbindungen beschäftigt; er isolierte dabei die Hydrüre der Alkali- und Erdalkalimetalle und stellte reines metallisches Kalzium her. Auch führte er den Nachweis, daß den Metallhydriden jeder Metallcharakter fehlt und daß sie den elektrischen Strom ebensowenig leiten wie der flüssige Wasserstoff, wodurch die Metalloidnatur des letzteren bewiesen wurde.

Mit einer Anzahl von Mitarbeitern gab er das wertvolle große Lehrbuch der anorganischen Chemie: „*Traité de Chimie minérale*“ in 4 Bänden heraus.

Durch alle diese Entdeckungen gehört Moissan zu den hervorragendsten Forschern auf dem Gebiete der unorganischen Chemie.

Er sprach einmal die Idee aus, daß die Bildung der natürlich vorkommenden Kohlenwasserstoffe durch Zersetzung von im Erdinnern befindlichen Karbiden durch Wasser zustande gekommen sei; man sagt, es wäre dies die einzige von ihm geäußerte Theorie gewesen, und doch hat er die Wissenschaft der Chemie mit einer großen Anzahl wichtigster Erkenntnisse bereichert wie wenige seiner Zeitgenossen.

WILHELM VON CHRIST

Gedächtnisrede

gehalten in der

öffentlichen Sitzung der K. B. Akademie der Wissenschaften
zu München

zur Feier ihres 148. Stiftungstages

am 16. März 1907

von

Otto Crusius

o. Mitglied der philosophisch-philologischen Klasse.

München 1907.

Verlag der K. B. Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

WILHELM VON CHRIST hätte im nächsten Jahr ein seltnes Fest feiern können: sein goldnes Jubiläum als Akademiker. Mancher von den Anwesenden mag ein Menschenalter und länger neben ihm gelebt und gearbeitet haben, während ich ihm erst vor wenigen Jahren persönlich näher getreten bin, als er mir das Lehramt übergab und mir all jene guten Dienste erwies, die den Einstand in neue Verhältnisse erleichtern mögen. So hab ich nur zögernd und zweifelnd die Aufgabe übernommen, an dieser Stelle über den Senior unsrer Klasse zu sprechen, und ich dachte zunächst daran, mich auf eine zusammenfassende Skizze seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit zu beschränken, zumal seine Art zu schreiben und zu schaffen auf den ersten Blick nicht einen so ausgesprochen persönlichen Stil zeigt, wie das etwa (um im Kreis der engeren Fachgenossen zu bleiben) bei USENER oder ROHDE der Fall ist. Aber versucht man sich in dieser bunten und fast verwirrenden Fülle von Einzelarbeiten zurecht zu finden, so überzeugt man sich doch bald, daß auch hier erst im Zusammenhang des Werdens Alles Sinn und Bedeutung gewinnt.

Wir wollen also dies schlichte Leben, ein typisches Professorenleben, an unsern Augen vorüberziehn lassen — nur in den Hauptumrissen, wie es sich einem ferner stehenden Betrachter darstellen mag.

I.

WILHELM CHRIST war ein Sohn des Rheingaus. Sein Elternhaus stand in dem rebenumkränzten alten Städtchen (oder 'Marktflecken') Geisenheim, am rechten Rheinufer; Johannisberg und Rüdesheim sind die nächsten Nachbarn, und die alte gothische Kirche, in deren Frieden er als Angehöriger einer gutkatholischen Bürgerfamilie heranwuchs, grüßt jetzt zum Nationaldenkmal am Niederwald hinüber.

Das 1866 verschwundene Herzogtum war der Urtypus eines deutschen Kleinstaats. Aber Christ war stolz darauf, ein Nassauer zu sein, wie sein Freund und Studiengenosse HERMANN USENER.

»Als zweiter Sohn wohlhabender Eltern« (so erzählt er selbst in einer kurzen Autobiographie, die mir handschriftlich vorgelegen hat) wurde er zum Studium bestimmt. Die Äußerung ist bezeichnend: Was für die jüngern Söhne adliger Geschlechter die Laufbahn als Offizier oder Verwaltungsbeamter war, das bedeutete für diese Kreise der Beruf eines Geistlichen oder das Lehramt. So sah er sich schon als Knabe nach der Richtung hingewiesen, die seiner Begabung entsprach. Er hatte nicht zu kämpfen mit seiner Umgebung, sondern die Verhältnisse trugen ihn. Auch später hat sein Lebensschifflein stets den gleichen Kurs gehalten; nirgends ein Anzeichen des Schwankens oder Abirrens. Es wird wenig Persönlichkeiten geben, deren Entwicklung so sicher, ich möchte sagen: so gradlinig auf ihr Ziel hinausführt.

Von dem idyllischen Heimatsorte, der keine genügenden Mittelschulen besaß, mußte sich Christ bald trennen. Es war dann die schöne »Landeshauptstadt« Wiesbaden, das alte Aquae Mattiacorum, mit ihrer Heidenmauer und ihrem klassizistischen Kurhaus, wo der Halbwüchsige den ersten Blick in größere Verhältnisse tat. Für die letzten Gymnasialjahre brachten ihn die Eltern aber mit gutem Bedacht wieder in eine fast ländliche Umgebung zurück, an das kleine, aus einem Pädagogium herausgewachsene Gymnasium zu Hadamar am Westerwalde; der Name des Städtchens mag manchem zum ersten Mal ans Ohr klingen.

Dieser Strich zwischen dem Rhein und dem Taunus ist gleich ausgezeichnet durch die Anmut der Landschaft wie durch intensive alte Kultur, die bis in die Römerzeiten hinaufreicht. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte der Nassauische Verein für Altertumskunde in Wiesbaden ansehnliche Sammlungen zusammengebracht und für die Hebung des geschichtlichen Sinnes erfolgreiche Arbeit getan. Auch einer der Lehrer in Hadamar, JOSEPH KEHREIN,

war auf dem Gebiet der heimischen Altertümer und der deutschen Studien wissenschaftlich tätig, freilich wohl in etwas dilettantischer Weise; Christ erinnerte sich noch als Siebenzigjähriger dankbar dieser eigenartigen Persönlichkeit. Vor allem aber begegnete Christ in Hadamar dem Manne, der seinem innern und äußern Leben, wie kein anderer, die entscheidende Wendung geben sollte: dem kernigen Münchner KARL HALM, dem spätern Direktor unsrer Hof- und Staatsbibliothek.

Nach Christs Erinnerungen war um die Mitte des Jahrhunderts das Bildungswesen in Nassau und den andern westlichen Kleinstaaten in eine schlimme Sackgasse hineingeraten. Jene tüchtigen, aber bornierte Einseitigkeit, wie sie am anschaulichsten Karl Immermann in den beiden Typen des Gymnasialrektors und des Edukationsrats verkörpert hatte, war auf die Dauer gewiß kein haltbarer Zustand. Aber wenn man nun auf das Gymnasium einfach eine Art Realschule aufpfropfte und die braven Philologen allerlei verlockende moderne Fächer, wie Chemie und Anthropologie (oder gar Religionsphilosophie) treiben ließ, ohne daß sie dafür eine wirkliche Vorbildung mitgebracht hätten, so hieß das einem schwächlichen Dilettantentum, einem zerfahrenen und zerstreuten Enzyklopädismus Tür und Tor öffnen. Es war die charaktervolle Persönlichkeit KARL HALMS, die wieder Geschlossenheit und feste Methode in den Unterricht brachte. Unter all den irrlichtelierenden Halben, wie sie Christ uns humorvoll schildert, war HALM ein Ganzer, als Mensch wie als Gelehrter. Die erste Ahnung vom Wesen und Wert wissenschaftlicher Arbeit hat Christ KARL HALM zu danken.

In die entscheidenden Jahre, wo das flüssige Metall des Charakters seine Form anzunehmen beginnt, fiel die achtundvierziger Bewegung mit ihren Nachwehen.

Wie die nächste Generation ihre Signatur durch die Ereignisse um 1870 erhalten hat, so haben sich gewisse Überzeugungen Christs, für die er stets offen und aufrecht eingetreten ist, wohl schon damals herangebildet. Jedenfalls wußte er aus dieser frühen Sturm-

und Drangzeit die seltsamsten Dinge zu erzählen. Als guter Turner hatte er, wie viele seiner Kameraden, »bei der Bürgerwehr mitexerziert und Wachtdienst getan«; ein Hauptstück dieser Stadtgarde von Seldwyl war ein Zug wider die Bauern eines nahen Dorfes, die in den Gemeindewald eingefallen sein sollten, aber ganz harmlos in ihren Höfen und Feldern der Arbeit nachgingen. Es war das Revolutions-idyll in der Kleinstadt, wie es uns unsre Zeichner vor Augen gestellt haben. Mehr imponierte Christ das zugleich feste und freie Auftreten seines Lehrers HALM. Denn dieser spielte auch im öffentlichen Leben des Städtchens eine Rolle und ist nicht nur als Philologe ein Führer und Vorbild seiner Schüler gewesen. Über die traulich-enge Welt, die ihn umgab, begann CHRIST schon damals innerlich hinauszuwachsen.

Aber die vorbeihuschenden Wolkenschatten des politischen Unwetters stören doch den heitren Frieden nicht, der über den Heimatjahren unsres Freundes liegt, wie über einer Erzählung von Adalbert Stifter. Und wenn Menschen, denen man ihre Jugend verdorben hat, einen Zug von Bitterkeit und Gedrücktheit weiterschleppen, so hat Er einen unerschöpflichen Schatz von Zuversicht und Frohsinn, einen unverwüstlichen Optimismus mit hineingenommen ins Leben.

II.

Es war begreiflich, daß WILHELM CHRIST, als er Ostern 1850 (»mit sehr gutem Zeugnis«) das Gymnasium verließ, dem eben nach München zurückberufenen geliebten Lehrer nachzog.

FRIEDRICH THIERSCH war damals schon hochbetagt, und der junge Student kam bei ihm zunächst über ein Verhältnis sozusagen platonischer Verehrung nicht hinaus. Um so enger schloß er sich an zwei andre, noch heute unvergeßne Männer an: an den temperamentvollen Exegeten LEONHARD SPENGLER und an KARL VON PRANTL, den philologischen Philosophen, der ihm durch seine »klare Entschiedenheit« gewaltig imponierte. Die beiden Trefflichen (deren Bild Christ uns selbst gezeichnet hat) darf man wohl, nach Charakter und Über-

zeugungen, als Verwandte HALMS bezeichnen (obschon zwischen HALM und SPENGEL scharfe philologische Fehden ausgefochten wurden). Auch in ihnen fand Christ mehr, als wissenschaftliche Lehrer.

Offenbar ist es ihr persönlicher Einfluß gewesen, der Christ frühzeitig auf die antike Philosophie geführt hat. Denn daß er ausgesprochene philosophische Begabung und Neigung ins philologische Handwerk mitgebracht hätte, wie sein Altersgenosse TH. GOMPERZ oder PRANTL selbst, wird man schwerlich behaupten können. Für ihn war und blieb das Lebenselement die *ιστορία* im eigentlichsten Sinne, die handfeste Beschäftigung mit dem 'Einzelkleinen' — es ist kein Zufall, daß Aristoteles, der *ιστορικώτατος* unter den alten Philosophen, das Λ und Ω seiner Studien auf diesem Gebiete war.

Übrigens war Christ einer von den Wenigen, die von vornherein selbständige wissenschaftliche Interessen mit »freudiger Anteilnahme am studentischen Leben« zu verbinden verstehn; zu der 'Trainkolonne, die grades Wegs zum Amte fährt', wollte er nicht gehören. Er ward Bursche und bald Konsenior der Münchner Nassovia; etwas vom alten Burschenschafter ist wohl immer in ihm lebendig geblieben — davon würden seine Schüler erzählen können.

Freilich, auch in der guten alten Zeit, nahmen solche studentische Ehren ihren Mann fast zu sehr in Anspruch. So reifte denn bald der Entschluß, eine andre Universität zu beziehen, um recht aus dem Vollen arbeiten zu können. Die Wahl fiel auf Berlin, das auch nach dem Tode LACHMANN'S (1851) die führende Stelle auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften behauptete.

Von seinem Lehrer LEONHARD SPENGEL sagt Christ, er sei in München schon zu gut geschult gewesen, als daß Leipzig oder Berlin einen wesentlich bestimmenden Einfluß auf ihn hätten ausüben können; und wenn das auch zu scharf formuliert ist, so mochte man bei SPENGEL später wohl einen Anflug von wissenschaftlichem Partikularismus wahrnehmen.

Bei Christ liegt die Sache jedenfalls anders. Erst im Berliner

philologischen Seminar — vor allem in den Übungen TRENDLENBURGS über antike Philosophentexte — hat er seine Kraft in selbständiger Arbeit versucht und die rechte technische Durchbildung gewonnen.

Es war die alte, auch von MORITZ HAUPT kraftvoll vertretene 'Philologie' im Sinne GOTTFRIED HERMANN'S, die man kurz und gut als die Kunst richtig zu lesen bezeichnen kann.

Diese edle Kunst glauben wir bei unsern Zeitgenossen alle wie etwas Selbstverständliches üben zu können; aber sie wird um so schwieriger, je größer die Entfernung ist, die uns von der Entstehungszeit und dem Gedankengehalt eines Schriftwerkes trennt. In letzterer Hinsicht ist die Lage der klassischen Philologie noch verhältnismäßig günstig; die erleuchteten Geister des fünften und vierten Jahrhunderts vor Chr. sprechen sozusagen unsre Sprache, und wenn sie hier in die Akademie treten könnten, die dem Größten von ihnen ihren Namen verdankt, würden wir uns mit ihnen wohl erheblich leichter verständigen, als mit Dante oder Wolfram von Eschenbach. Um so schwerer durchdringlich ist die Dunstschicht, die die zeitliche Entfernung zwischen uns und die Antike gelegt hat. Vor allem pflegt die äußere Gestalt der Schriftwerke eine erhebliche Trübung zu erfahren, und oft genug ermöglicht erst die Kleinarbeit des Textkritikers ein zutreffendes ästhetisches Gesamturteil, wie bei Plautus, oder sie greift hinüber in die weitesten literargeschichtlichen und geschichtlichen Zusammenhänge. Das 'kritische Bestreben', das Erwerben der 'Mittel, durch die man zu den Quellen steigt', kann sich kein Philologe sparen, auch wenn er im Goethischen Wagner durchaus nicht sein Ideal sieht. Es entspricht also der tatsächlichen Bedeutung dieser Fragen für die alte Philologie, wenn die zukunftsmäßige Probearbeit, das Gesellen- oder Meisterstück, in vielen Fällen die Herstellung eines antiken Textes auf geschichtlich untersuchter Grundlage ist. Auch Christ hat in Berlin ein solches Gesellenstück ausgearbeitet: eine Behandlung schwieriger Partien einer der schwierigsten antiken Schriften, der Metaphysik des Aristoteles. Daraus ist, nach selbständigen Handschriftenstudien in Paris und

Florenz, schließlich die weitverbreitete Gesamtausgabe geworden. Mit gereifter Kraft hat Christ später wiederholt in ähnliche kritische und überlieferungsgeschichtliche Fragen eingegriffen, besonders erfolgreich bei Horaz und Demosthenes, auch bei Platon.

Aber mit diesem philologischen Lehrbetrieb im alten und engern Sinne verband sich damals in Berlin — und im gleichen Umfang wohl nur in Berlin — jene umfassende, auf historische Ziele losarbeitende, ja, die gesamte weite Entwicklung der geschichtlichen Disziplinen vorwegnehmende 'Alttertumswissenschaft', wie sie der Verfasser des Buches vom Staatshaushalt der Athener, AUGUST BÖCKH, organisiert hatte. In den Vorlesungen und Übungen des Altmeisters konnte Christ jene Neigung zur wissenschaftlichen Universalität nähren, die für seine Leistungen als Akademiker charakteristisch wurde, und die sich auch schon in der Berliner Lehrzeit energisch geltend machte. Er begann sich auch auf ferner liegenden Gebieten umzusehn, und trieb sogar (ähnlich wie BÖCKH und AHRENS) Mathematik und Astronomie (bei ENKE); später hat das seine guten Früchte getragen, als er an den Arbeiten über Metrologie und Kalenderwesen teilzunehmen veranlaßt war. Eine noch stärkere An- und Abziehungskraft übte aber jene Geisteswissenschaft aus, in der das vorige Jahrhundert doch am meisten Eignes geboten hat: die vergleichende Sprachwissenschaft. Bei ihrem genialen Begründer, FRANZ BOFF, wurde vor allem energisch Sanskrit getrieben, und Christ nahm eine so gute Schulung mit, daß er später vor der Berufung von HAUG vorübergehend die einschlägigen Vorlesungen und Übungen an unsrer Universität übernehmen konnte.

Neben der fachmäßigen Schulung durch die Lehrer stand die Erziehung durch eine Reihe von gleichstrebenden Genossen, die sich zu einer philosophisch-philologischen Gesellschaft zusammengetan hatten; darunter H. ANTON, C. PERTZ junior (der freilich mit seinem Granus von der Bonner Heptas schlimm abgeführt wurde), H. STEIN der Herodotkenner, der Philhellene PASSOW und LA ROCHE der Homeriker. Wie später unsre jungen Archäologen die griechischen Inseln unter sich

verteilten, so schickte sich dieser Freundeskreis an, die ganze philologische Welt zu erobern. Und Christ war einer der kühnsten von diesen Conquistadoren. Er hat schon damals von Aristoteles und seinen Erklärern, von Homer und Pindar, von der antiken Metrik und der griechischen Grammatik auf sprachwissenschaftlicher Grundlage Besitz ergriffen. Seine wichtigsten Arbeiten gehn im Keim bis in diese Frühzeit zurück.

Die akademische Freizügigkeit, das Palladium unsres Hochschulwesens, ist auch für Christ eine wahre Wohltat gewesen.

III.

Als Doctor Berolinensis kehrte CHRIST nach München zurück. Wie früher, war vor allem KARL HALM der Magnet, der ihn herzog. Sein äußerer Lebenslauf bewegt sich in den nächsten Jahren in rasch aufsteigender Linie.

Dem Staatsexamen (1853) folgt die Anstellung am Gymnasium auf dem Fuß; wissenschaftliche Tüchtigkeit galt damals ja ohne weiteres als Bürgschaft für pädagogische Brauchbarkeit. Neben HALM würdigt auch SPENGEL den jungen Gelehrten seiner persönlichen Freundschaft; beide führen ihn in wichtige Aufgaben der lateinischen Philologie ein, die in Berlin ganz in den Hintergrund getreten war (Lucrez, Varro, Cicero). Auch in seiner Art zu schreiben und zu urteilen, nicht nur über gelehrte Dinge, färbt die Art der beiden Männer unverkennbar ab. Ein Gymnasialprogramm des Max-Gymnasiums ist die erste (vielleicht nicht ganz reife) Frucht dieses *συμφιλολογεῖν* des Schülers mit den alten Lehrern. Das Jahr 1855 bringt die ersehnte »Fahrt nach Hesperien«. Christ hatte dabei »keine bestimmten litterarischen Zielpunkte« im Auge — erst zwanzig Jahr später wurden in Italien Handschriften verglichen. Aber was südliche Natur und südliches Leben heißt, hat er in den stillen Sommermonaten, vor allem in Rom, gründlich kennen gelernt, und das galt ihm, damals und später, als der wertvollste Reiseertrag, den man heimbringen könne — auch für den Philologen.

Wenige Jahre darauf, 1858, wird der siebenundzwanzigjährige 'Studienlehrer' außerordentliches Mitglied der Akademie.

Inzwischen war ihm aus der Doppelwurzel seiner philologischen und sprachwissenschaftlichen Interessen sein erstes Buch herausgewachsen, eine Art Handbuch, wie er sie mit resolut zusammenfassendem Griff auf verschiedenen Gebieten hingestellt hat: die Grundzüge der griechischen Lautlehre. Die Kritik verfuhr mit der Arbeit ziemlich unsanft, und Christ selbst wollte sie nur als einen Versuch angesehen wissen. Die moderne Phonetik steht freilich auf einer ganz andern, durch lebendige Beobachtung gewonnenen und naturwissenschaftlich gefestigten Grundlage. Aber unbestritten wird das Verdienst bleiben, daß hier eine große Aufgabe zum ersten Mal in ihrer prinzipiellen Bedeutung erkannt und mit kühnem Jugendmut energisch in Angriff genommen ist. Christs Buch ist doch der erste und wichtigste Vorläufer einer wissenschaftlichen Bewegung, die in dem klassischen Werk von EDUARD SIEVERS über die Phonetik der indogermanischen Sprachen ihren vorläufigen Abschluß gefunden hat.

IV.

Besonders durch die verdienstvollen Beiträge zur lateinischen Philologie war man in der Schweiz auf Christ aufmerksam geworden. Im Herbst 1860 kam, durch O. RIBBECK und PAUL HEYSE vermittelt, eine Anfrage aus Bern, in der ihm, wie das dort herkömmlich war, eine Doppelstellung am Gymnasium und an der Universität in Aussicht gestellt wurde.

Aber eben hatte sich CHRIST sein Haus gegründet und er wie seine junge Frau, die Angehörige einer angesehenen bayrischen Familie (v. GRIESENBECK), wurzelten zu fest im Münchener Boden. Er lehnte ab, und der Kultusminister v. ZWEHL ernannte ihn, bestärkt durch ein glänzendes Gutachten SPENGELS, ohne Umstände zum außerordentlichen Professor an der Universität und — zum Konservator am Antiquarium. »Die letztere Zugabe« — so bekennt Christ selber — »war mir, da ich mich bis dahin mit Archäologie wenig

abgegeben hatte, so zuwider, daß ich anfangs die ganze Beförderung bei Ministerialrat Völk rückgängig zu machen suchte«. Diese temperamentvolle Äußerung ist wohl begreiflich; ein ausgesprochener Augenschmerz war der junge Textkritiker und Sprachvergleichler gewiß nicht, und so war das Künstlerische in der monumentalen Überlieferung des Altertums in der Tat nicht gerade seine Sache.

Um sich aus der schiefen Situation zu retten, erwog er sogar den Gedanken, in der Schweiz die Verhandlungen wieder anzuknüpfen. Aber »auf Zuraten der Gönner und Freunde« blieb er schließlich doch in dem geliebten München und nahm guten Muts das Doppeljoch auf die Schultern.

Seine Pflicht verlangte im Antiquarium zunächst die Tätigkeit des Verwaltungsbeamten; im Handumdrehen findet er sich aber in die neuen Aufgaben soweit hinein, daß er Probleme sieht, die seiner Begabung entsprechen. Besonders zur Geschichte der ihm anvertrauten Sammlungen hat er damals brauchbare Beiträge geliefert, die auf gründlichen Archivstudien beruhen. So war er bald mit seinem Schicksal völlig ausgesöhnt; es hatte sich die alte Weisheit bewährt: arbeite nur, die Freude kommt von selbst. Christ hat später nicht daran gedacht, sein Antiquarium im Stich zu lassen, so nahe es liegt, die Verwaltung dieser Sammlung in die Hände zu geben, denen die Schätze der Glyptothek anvertraut sind. Und man kann sagen: gerade die Stellung am Antiquarium hat seine wissenschaftliche Persönlichkeit vollendet. Er war veranlaßt sich mit den römischen und vorrömischen Funden auf deutschem Boden zu beschäftigen und weiterhin Fühlung mit der damals grade mächtig aufblühenden prähistorischen Forschung zu suchen. Dadurch kam ein frisches Ferment auch in seine philologisch-linguistischen Studien; man begegnet ihm, noch in seinen letzten Arbeitsplänen, auf abgelegnen Wegen, neben PICTET und O. SCHRADER. Das erste literarische Zeugnis nach mancherlei kleineren Publikationen war die stattliche, in unsern Abhandlungen veröffentlichte Schrift über 'Avien und die ältesten Nachrichten von Iberien und der Westküste Europas'.

Er streift hier wichtige Probleme aus der Urgeschichte unsres eignen Landes und Volkes. Freilich war schon ein noch besser ausgerüsteter Entdeckungsreisender nach demselben Ziel aufgebrochen: KARL MÜLLENHOFF mit seiner deutschen Altertumskunde.

Nach wenigen Jahren rückte Christ in die Reihe der Ordinarien ein, an der Universität wie an der Akademie.

Als Dozent schreckte er nicht leicht vor einer Aufgabe zurück, zumal wenn es galt in eine Bresche einzuspringen; so hat er auch philosophiegeschichtliche und sprachwissenschaftliche Vorlesungen gehalten. Aber am wohlsten fühlte er sich doch in seinen Übungen und im Verkehr von Person zu Person. Nach außen treten wohl jene mächtigen Arbeitgeber mehr hervor, die ganze Schülergenerationen in ihren Dienst zu stellen und als Handlanger und Gesellen für ihre wissenschaftlichen Monumentalbauten zu organisieren wissen. Aber es gibt auch eine andre Art von akademischen Lehrern; sie sehn in ihren Schülern vor allem die Persönlichkeit, deren Eigenart entwickelt, deren Neigungen und Regungen belauscht zu werden verdienen. Es sind nicht die schlechtesten: RUDOLF HILDEBRAND und RIBBECK gehörten dazu, und wohl auch WILHELM CHRIST. Jedesfalls darf der Lehrsatz des alten DÖDERLEIN, der jüngst in unsern Kammerverhandlungen zitiert wurde (26 III 1906 S. 525) — daß nämlich ein überwiegendes Interesse für den Stoff an die Universität, ein überwiegendes Interesse für die Personen an die Mittelschule weise — nicht im Sinne eines Dilemmas verstanden werden. Der akademische Lehrer ist auch 'Lehrer', allezeit Didaktiker und für die ersten Semester sogar Pädagog. Eine Akademie im Sinne LAGARDES, die nur der wissenschaftlichen Arbeit diene, ist unsre Universität nicht; und es ist sehr fraglich, ob wir das auch im Interesse der Wissenschaft beklagen sollen; ein Gelehrter vom Rang ERWIN ROHDES sah sogar in diesem Neben- und Ineinander von Lehren und Forschen, von Praxis und Theorie die beste Bürgschaft für das Gedeihen unsres akademischen und weiterhin unsres geistigen Lebens.

V.

Wer so zugänglich und anpassungsfähig ist, wie unser Freund, wer so willig den verschiedensten Aufgaben nachgeht, so sanguinisch alle Anregungen und Probleme, die heranflattern, zu erhaschen sucht, bei dem besteht freilich die Gefahr, daß er schließlich doch zu nichts Ganzem kommt und wohl gar in den Sumpf eines unsichern Dilettierens hineingerät. Christ fand zur rechten Zeit sein Arbeitszentrum: die antike Dichtung. Schon in den sechziger Jahren setzt jene lange Reihe von Untersuchungen an, die ein Gebiet aufzuklären unternehmen, das mancher tapfre Forscher mied und meidet, wie einen 'bösen Ort': die antike Metrik, oder, da der Terminus zu eng ist, die Formenlehre der antiken Poesie.

Ich weiß, daß ich für technische Einzelheiten auf diesem Gebiet nur bei den Fachgenossen Verständnis voraussetzen darf; die Zeit ist vorüber, wo BöCKH über solche Fragen mit zwei Staatsministern, W. v. HUMBOLDT und SIEGMUND v. REITZENSTEIN, verhandelte oder VOSS und GOTTFRIED HERMANN Teilnahme bei unsern Dichterfürsten fanden. Aber diese Probleme stehn nun einmal im Mittelpunkt der ganzen Lebensarbeit unsres Kollegen. Auch haben sie für die antike Philologie wohl eine größere Tragweite als für die moderne. Die Kunst des Versbaus, wie die dichterische Gesamtform entwickelt sich bei den Griechen mit derselben strengen Folgerichtigkeit, wie der Stil und die Technik ihrer Plastik. Die von GOTTFRIED HERMANN begründete Disziplin der empirischen Metrik wurde zunächst eins der wichtigsten Hilfsmittel der philologischen Kritik und der litteraturgeschichtlichen Forschung; oft genügt die technische Behandlung weniger Verse, um die Herkunft und Entstehungszeit eines antiken Schriftwerks zu bestimmen. Doch ist das eigentliche Ziel dieser Arbeiten eine Geschichte der poetischen Kunstformen des Altertums. Diesen geschichtlichen Gesichtspunkt hat Christ in seinem Hauptwerk, einem jener energisch zusammenfassenden Handbücher, ganz zurücktreten lassen; er gibt darin ein System im Sinne der antiken Metriker, das sich zu dem Entwicklungsgange der antiken Dichtung etwa so

verhält, wie das Pflanzensystem LINNÉ zu den Tatsachen und Forderungen der Biologie. Überhaupt gründet sich die wissenschaftliche Stellung Christs weniger auf dieser zunächst praktischen Zwecken dienenden Metrik, als auf seinen Akademieaufsätzen. Der bedeutendste von ihnen, auf den ich kurz eingehen möchte, hat in der Tat ein geschichtliches Problem in der glücklichsten Weise gestellt und gelöst.

Christs Lehrer, LEONHARD SPENGEL, hatte sich erfolgreich bemüht, die Doktrinen der ältern Rhetoren verständlich zu machen und genetisch darzustellen, um damit eine sichere historische Grundlage für die Beurteilung der antiken Kunstprosa (und damit aller Kunstprosa) zu gewinnen. So wollte Christ die Lehre der alten Rhythmiker und Metriker ergründen und ihr Hinüberwirken in die Praxis verfolgen; und soweit er sich streng an diese Fragestellung gehalten hat, sind seine Arbeiten in ihrer Weise klassisch geblieben. Die Voraussetzungen, von denen Christs Untersuchungen ausgehn, haben allgemeine Giltigkeit und sind allgemein verständlich; sie mögen hier in einer kurzen Skizze zusammengefaßt werden, die freilich zunächst an allbekannte Binsenwahrheiten anknüpfen muß.

Jede Kunst beginnt mit der Praxis; Instinkt oder Talent — *εὐρησία* 'Wohlgeschaffenheit' sagen die Griechen — und handwerksmäßige Übung — *μελέτη* — sind die Kräfte, die sie auf die Höhe führen. Später bildet sich die Theorie, wohl gar ein theoretisches System.

Diese Theorie wirkt nun ihrerseits erleichternd und aufklärend, unter Umständen aber auch einengend und niederdrückend auf die Praxis zurück; die Weiterentwicklung der Kunst ist dann geradezu ein Kampf der empordrängenden neuen Kräfte mit dem kodifizierten System — der ewige Kampf der Stolzigen mit den Meistersingern. Oft sind es ganz bestimmte Persönlichkeiten und Schriftwerke, deren entscheidendes Eingreifen die Praxis auf Generationen hinaus bestimmt. Das klassische Schulbeispiel bietet ein drei Bogen starkes Schriftchen des Aristoteles, das Christ sein Leben lang in Übungen behandelt und auch in einer brauchbaren Bearbeitung herausgegeben

hat: die Poetik des Aristoteles; ihr Nachleben und Weiterwirken durch zwei Jahrtausende zu verfolgen bis hinunter zu unsern Klassikern, ja bis zu HERMANN BAHR'S Dialog vom Tragischen und zur Theatertechnik der antikisierenden Neuromantiker, böte eine nicht weniger schwierige und nicht weniger dankbare Aufgabe, wie der 'Homer in der Weltliteratur', den uns MICHAEL BERNAYS geben wollte. Ebenso läßt sich zeigen, wie z. B. Opitzens Büchlein von der Deutschen Poeterei die dichterische Technik der nächsten Folgezeit bestimmt. Die schulmäßigen Übungen in den antiken Strophen- und Versformen, die Gradus ad Parnassum, oder welchen Titel sonst diese Not- und Hilfsbücher trugen, sind mit verantwortlich für die Verwendung und Behandlung antiker Vers- und Strophenformen in der Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts, und GOETHE hat noch in der 'Periode seiner Vollendung' mit der klassizistischen Metrik von JOH. H. VOSS paktiert. Diese letzte Analogie ist in unserm Fall am besten brauchbar.

Das erste größere Problem, das CHRIST mit dem »Licht der alten Überlieferung« zu erhellen versuchte, ist die Metrik des Horaz. Er fragte: wie verhält sich die Verskunst des Horaz — jene Verse und Strophen, die noch bei Lenau und Möricke in anmutiger Neuschöpfung wieder auftauchen — wie verhält sich die metrische Technik des römischen Dichters zu der metrischen Theorie, die in den Lehrbüchern der Hellenistenzeit niedergelegt war?

Es ist der Formenschatz des alten jonisch-äolischen Liedes, den Horaz — auf diesem Gebiet ein akademischer Eklektiker, wie die meisten augusteischen Poeten — nach dem Vorgang Catulls für seine Heimat zu gewinnen suchte. Geprägt ist dieser Formenschatz vor mehr als zweiundeinhalb Jahrtausenden in jener einst so gesegneten Länderzone, in der die Grundlagen der europäischen Kultur geschaffen wurden: auf den Inseln des ägeischen Meeres und am Küstensaum Kleinasiens. Archilochos, Alkaios, Sappho sind die Hauptmeister; Catull und Horaz waren von ihnen durch mehr als fünf Jahrhunderte getrennt. Die Aufgabe, die Christ sich stellte, war

nun, zu zeigen, mit welchen Mitteln die Römer, insbesondere Horaz, diese versunkene Formenwelt gehoben und einer neuen Blüte entgegengeführt haben.

Denn versunken war diese Formenwelt wirklich. Sie war einst erwachsen auf dem Boden einer volkstümlichen Kunstübung, in der sich das Wort organisch mit der Weise verband, so daß das Dichtwerk, nach dem Schlagwort, geboren wurde aus dem Geist der Musik; vor allem ist der Begriff und die Struktur der Strophe musikalischen Ursprungs; in den modernen Elementarformen des Tanzes und des Volksliedes finden wir dafür die beste Analogie.

Aber die Weisen der äolischen Dichter verklangen früh, ja es ist fraglich, ob sie bis in die Römerzeit hinein auch nur ein Leben in den Bibliotheken gefristet haben. Man meinte auch mit den bloßen Worten auskommen zu können. Es hängt das zusammen mit jener fundamentalen Änderung im antiken Kunstbetrieb, die mit der virtuellen Ausbildung der Einzelkünste sich einstellte: der ποιητής, der Schöpfer, wurde mehr und mehr der Mann des dichterischen Textes; er trennte sich nicht nur vom Regisseur und Schauspieler, sondern auch vom Komponisten; die Musik, früher ein organisches, ja tragendes Element des Kunstwerks, galt nun als ἡδυσμα oder Dekoration, die auch ein Anderer hinzufügen mochte. Schon Aristoteles, der Wegweiser des Hellenismus, vertritt diesen Standpunkt. Kurz gesagt, an Stelle des Liedes tritt als Norm das Sprechgedicht. Mittelalterliche und moderne Parallelen für diesen Vorgang sind jedem zur Hand.

Die metrische Theorie, einsetzend im Zeitalter der ältesten Sophisten und Platons, hatte ursprünglich Fühlung mit der musikalischen Rhythmik. Aber die herrschende Grammatikerschule schnitt das Tischtuch entzwei — weniger bestimmt durch wissenschaftliche Erwägungen, als durch Rücksicht auf die einmal vorhandene Praxis. Sie suchte die reichen und wandlungsfähigen Versbildungen der alten Dichter-Musiker auf eine möglichst einfache metrische Formel zu bringen, auf ein Schema, das meist mechanisch von der Mehrzahl

der Fälle abgelesen ist. Für ein Sprechgedicht — und dazu war das alte Lied eben geworden — hatte diese Vereinfachung ihre Vorteile. Nach einem solchen Schema, einem streng metrischen Schulkanon, baut Horaz seine Verse, während Catull noch etwas von der freieren Art der alten Meister beibehalten hat. CHRIST hat das sehr lichtvoll im einzelnen nachgewiesen. Wir dürfen sagen, daß sich Horaz diese Formen unter keinen wesentlich andern Bedingungen angeeignet hat, als etwa Goethe oder Klopstock die antiken Metren — von dem jugendlicheren, griechischer Art verwandteren Zustande der lateinischen Sprache abgesehen.

Die Eigenart, auch die eigenartige Schwäche der Horazischen Lyrik wird erst verständlich, wenn man sich über diese Voraussetzungen klar geworden ist. Vor allem die unverkennbare Willkür, mit der oft genug diese melodisch-musikalischen Strophen angewandt werden, etwa wie man organische und strukturelle Bauglieder der hellenischen Architektur rein dekorativ zu verwenden begann. Manchem schlichten Stoffe — z. B. dem vom Unglücksbaum — würde, nach unserm Geschmack, ein einfacheres Gewand besser stehn, und wäre es das unsrer oberbayrischen Bauern — das Experiment ist bekanntlich gemacht und gelungen. In dieser Hinsicht nimmt die ganz anders aus der lebendigen Kunstübung hervorgewachsene plautinische Komödie entschieden einen höheren Rang ein; die Fälle, wo CHRIST auch hier eine sozusagen papierene Technik hat nachweisen wollen, scheinen mir nicht beweiskräftig.

Daß diese Untersuchungen wirklich eine nicht geringe ästhetische und literargeschichtliche Bedeutung in Anspruch nehmen können, wird klar geworden sein. Sie sind vielleicht der glücklichste Wurf, der Christ gelungen ist. Manche neuere Arbeiten — auch solche, die Christ später bekämpfte — gehn auf dem Wege, den Er gewiesen hatte.

VI.

CHRIST war schon bei seinen metrischen Studien über die Grenzlinie der Antike hinausgeraten. Viele Quellen, die er benutzen mußte, entspringen in jenem Boden, der damals wohl der dunkelste Erdteil der historischen Wissenschaften war: in der Litteratur von Byzanz. Auch die christliche Poesie des frühen Mittelalters, vor allem die griechische, hatte Christ durchzuarbeiten begonnen, von vornherein unter der Voraussetzung, daß hier Nachwirkungen und Reste antiker Kunst aufzuspüren seien. Zu günstiger Stunde trat damals PITRAS Werk über die Hymnendichtung der griechischen Kirche ans Licht; Christ erzählt sehr lebhaft, wie ihn, nach einem Vortrag über Pindar, ein Mitglied unsrer Klasse, der Benediktinerabt HANEBERG, auf die Ähnlichkeit hingewiesen habe, die zwischen den Strophen Pindars und gewissen Formen der kirchlich-byzantinischen Poesie zu erkennen sei. Der Zufall führte kurz darauf einen jungen griechischen Gelehrten, MATTHIAS PARANIKAS, in Christs Arbeitszimmer; und wie sich einst die italiänischen Humanisten oder mein Tübinger Vorgänger und Namensvetter MARTIN CRUSIUS bei durchziehenden *Ἑλληνας* Rats erholten, so ließ sich Christ jene byzantinische Kirchenlieder vortragen und vorsingen; eine grundlegende Beobachtung von ihm — ein *apertum opertum*, das seltsamerweise PITRA entgangen war — die Bedeutung des Wortakzentes in dieser Poesie, wurde dadurch völlig bestätigt. Schon 1871 erschien ein stattlicher Band, dessen Titelblatt neben dem Namen des Meisters den seines Schülers und Mitarbeiters zeigt: die *Anthologia Graeca carminum Christianorum*. Doch hat CHRIST hier die byzantinische Verskunst zunächst mit antiken Maßstäben zu messen und als Nachklang der alten griechischen Formen aufzufassen versucht. Darin ist er zu weit gegangen; es liegt hier eine wirkliche Neubildung vor, die mit der Antike nicht mehr, ja vielleicht weniger zu tun hat, als die Strophentechnik der provençalischen oder deutschen Poesie im Mittelalter. Aber Christ hat in diesen Arbeiten doch Zukunftsphilologie im besten Sinne getrieben. Sie sind verheißungsvolle Vorläufer der Blüte der by-

zantinischen Studien, die, dank unserm Kollegen KRUMBACHER, eine markante Besonderheit der Münchner philosophischen Fakultät geworden ist. Gerade die gehaltvolle Arbeit, die heute mit dem Zographospreise gekrönt wurde, bringt die Ernte ein auf dem Felde, das CHRIST vor einem viertel Jahrhundert urbar zu machen begonnen hat. Auch der Name THEREIANOS begegnet uns zuerst in der Vorrede der Anthologia; und wirklich ist es die Tätigkeit von CHRIST und KRUMBACHER, die unsrer Akademie die stattliche Thereianos-Stiftung zugeführt hat — einen Fonds von mehr als einer Viertelmillion für die Hebung und Unterstützung der griechischen Studien.

Was mir aber bei den byzantinistischen Arbeiten CHRISTs noch besonders imponiert, das ist der frische Wagemut, mit dem er in die Wunderlichkeiten der byzantinischen Kirchenmusik und in die Rätsel ihrer Notenschrift und Musiktheorie einzudringen versuchte, obgleich (vielleicht auch weil) er selbst musikalisch und musikhistorisch nicht eigentlich vorgeschult war. Viele Mitarbeiter und Nachfolger hat er nicht gefunden, während sich die Musikgeschichte des abendländischen Mittelalters in den letzten Jahrzehnten eifrigster Pflege erfreute. Auch durch die überraschenden Funde alter Notenreste in Inschriften und Papyri wurde der Bann der Unlebendigkeit und Wirkungslosigkeit noch nicht gebrochen, der auf allem ruht, was griechische Musik heißt — seltsam genug, da die Alten diese Kunst höher schätzten, als ihre Plastik, die heute herrlich ist wie am ersten Tag. In die Debatten über diese Musikfunde, durch die unsre theoretische Einsicht immerhin mächtig gefördert wurde, hat Christ nicht persönlich mehr eingegriffen. Aber wir sind ihm doch Dank schuldig; seine Anthologia bot den Arbeitern manchen wertvollen Anhaltspunkt. So finden wir in einem sakralen Liede, das in vorchristlicher Zeit in die Tempelwände von Delphi eingemeißelt wurde, eine seltsame Tonreihe mit zwei übermäßigen Schritten: genau dieselbe Reihe taucht in manchen Liedern der griechischen Kirche auf. Auch die Gesetze der Melodienbildung sind hüben und drüben insofern ähnlich, als die melodische Linienführung vielfach

durch den Wortakzent in ganz anderer Weise bestimmt wird, als das bei uns der Fall zu sein pflegt. Ohne die Liedersammlung Christs, in der zahlreiche byzantinische Melodien approximativ in moderne Noten umgesetzt zu finden sind, würde man diese Beobachtungen schwerlich gemacht haben.

VII.

Mit dem Beginn seiner *ἀκμή*, in den siebenziger Jahren, war CHRIST eine der führenden Persönlichkeiten in der Akademie und an der Universität geworden. Und wenn ihn seine Studien auch meist in jene Gebiete entrückten, wo wir uns 'wie von den Beängstigungen der Gegenwart befreit' fühlen, so brachte er doch, wie sein Freund und Fachgenosse BURSIA, gestählte Kraft mit ins Leben hinüber und jenen zukunftsfrohen Idealismus, von dem man jetzt wohl meist in Anführungszeichen zu sprechen pflegt. Auch im Kampfe des Tages stand er seinen Mann.

Er gehörte zu einer Gruppe liberaler Professoren, die ihr Hauptquartier im Gasthof zum Goldenen Bären aufgeschlagen hatten; es gibt noch manche Veteranen, die von dieser »Bärogenossenschaft« erzählen können. Mit JOHANNES HUBER, dem einstigen Lehrer des Königs Ludwig, hielt er lange Zeit gute Kameradschaft, bis dieser ganz auf die radikale Seite hinüberglitt. Auch dem spätern Akademiepräsidenten PETTENKOFER stand Christ nahe, und innige Freundschaft verband ihn mit K. A. CORNELIUS, dem Historiker und Politiker, der seinerseits vom Frankfurter Parlament her mit DÖLLINGER in engen Beziehungen stand.

Wo der Platz unsres Freundes in den stürmischen Zeiten nach dem Vatikanischen Konzil gewesen ist, läßt sich leicht erraten. Christ war und blieb einer vom Fahnlein der Aufrechten, die sich um DÖLLINGER scharten. Das schwerste Opfer brachte er seiner Überzeugung, als er sich dem Altkatholizismus anschloß — im Gegensatz zu seiner nächsten Umgebung, vor allem zu seiner geliebten Frau, die auf strenge Religiosität in katholischer Form hielt.

Hier kommt in dies schlichte, helle Leben ein tragischer Zug. Aber gerade weil er es in seiner Weise ernst meinte mit diesen Dingen, hat CHRIST tapfer ausgeharrt, als mancher alte Genosse ernüchtert und mutlos den Rückzug anzutreten begann.

Im übrigen brachten ihm jene ereignisvollen Jahre ein stetes Wachsen seines Ansehns und seiner Erfolge. Auch jenseits der blau-weißen Grenzpfähle, im Reich wie in Österreich — in »Großdeutschland« sagt er noch 1891 — wußte man den lauteren Charakter und tüchtigen Gelehrten zu schätzen. Mit besondrer Genugtuung erfüllte es Christ, als man 1876 nach dem Tode RITSCHLS in Leipzig auch seinen Namen in die Liste der Nachfolger setzte. Aber den Gedanken, sein schlichtes Haus an der Barerstraße zu verlassen, hat er wohl nie ernsthaft ins Auge gefaßt. Er wußte zu schätzen, was ihm München bot: freie Hand in seiner Lehrtätigkeit, günstige Lebensbedingungen für seine heranwachsenden Kinder, einen anregenden Freundeskreis (er war 'Zwangloser'), Sympathie und Anerkennung bei den Kollegen und das Vertrauen der Regierung und ihres Leiters.

Als 1872 der Oberste Schulrat gegründet wurde — viel gescholten und viel gepriesen, damals wie heute — wurde CHRIST sofort (am 25. November 1872) hineinberufen, mit ihm zusammen u. A. GIESEBRECHT, URLICH, HEERWAGEN, BAUERNFEIND — lauter Namen von gutem Klang. Zwei Jahrzehnte lang blieb er in selbstloser Pflichttreue auf diesem auch politisch vielfach angefochtenen Posten.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, auf sein praktisches Wirken genauer einzugehn.

Aber wir akademischen Lehrer werden ihm dauernd Dank wissen für sein entschiedenes und entscheidendes Eingreifen bei den Verhandlungen über die Prüfungsordnung, die durch ihn eine ausgeprägt wissenschaftliche Tendenz empfing. Und weitere Kreise mögen daran erinnert werden, daß selbst die Neugestaltung der deutschen Orthographie in Bayern in der Hauptsache durch die entsagungsreiche Arbeit des Altphilologen abgeschlossen wurde.

Germanistische Studien lagen ihm sonst ziemlich fern, ferner als manchem andern Fachgenossen; aber seine sprachwissenschaftliche Schulung befähigte ihn zu der Aufgabe doch besser, als die meisten seiner Kollegen im Schulrat.

Noch heute bedeutsam sind endlich die vorurteilsfreien und weit-sichtigen Vorschläge zur Gymnasialreform, die er, auf Grund seines Referats im Ministerium, nach den Verhandlungen der Allgemeinen Zeitung zur Veröffentlichung anvertraut hat. Er war ein guter Prophet, das hat die Weiterentwicklung dieser Dinge dargetan. Bezeichnend für seine ethischen und politischen Überzeugungen ist seine freundliche Stellung zum Privatschulwesen, von dem er ähnlich, wenn auch wohl etwas nüchterner dachte, wie L. WIESE und vor diesem ein Größerer, W. VON HUMBOLDT. Englische Formen können wir gewiß nicht einführen — jede mechanische Nachahmung ist hier vom Übel, wie auf künstlerischem Gebiete —, aber wir können dem Prinzip Licht und Luft schaffen, sich zu betätigen. Das ist, im Sinne Christs, innerhalb gemessener Grenzen geschehn — und, soviel ich weiß, hat man keinerlei Erfahrungen gemacht, die einen andern Kurs zu steuern veranlassen könnten.

Bald wurde CHRIST unter VÖLK und LUTZ auf diesem Gebiete die einflußreichste Persönlichkeit, der eigentliche Vertrauensmann, ja man munkelte in den Zeitungen gelegentlich von einer 'Diktatur Christ'; aber loyale Gegner haben stets anerkannt, daß er in das Mittelschulwesen einen frischen Zug hineinbrachte und daß sein Urteil gerecht und sachlich war. Es ist nur ein natürlicher Ausdruck dieser allgemeinen Schätzung, wenn er nach dem Tode des Historikers GIESEBRECHT im Mai 1890 als Delegierter Bayerns in die Reichsschulkommission abgeordnet wurde. Auch sonst häuften sich mancherlei Ehren und Ämter auf seinen Scheitel. Herausgehoben in seinem Sinn sei die Wahl in den Maximiliansorden, als Bürgschaft für die Schätzung von seiten seiner wissenschaftlichen Pairs, und die Tätigkeit als Klassensekretär in den neunziger Jahren. In den Urkunden der segensreichen Stiftungen, die damals für die Akademie gewonnen wurden, steht sein Name hinter dem PETTENKOFERS.

So war das Jahr 1891 herangekommen, wohl der Gipfelpunkt in Christs Leben.

Bei der Philologenversammlung, die um Pfingsten hier tagte, war CHRIST der Vorsitzende, gleich jugendlich frisch und unermüdlich bei dem wissenschaftlichen, wie beim menschlichen Teil des Programms; nur die Stimme wollte nicht recht ausreichen. Am Semester-schluß vereinigte der sechzigste Geburtstag um ihn Schüler und Freunde von nah und fern; eine stattliche Festschrift zeigte, daß die Saat aufgegangen war, die er ausgestreut hatte. Bald darauf ward er zum Rektor der Universität gewählt. Am 21. November hielt er jene Rektoratsrede — man kann sagen: Programmrede —, die für ihn eine größere Bedeutung gewinnen sollte, als sonst solche Kundgebungen zu besitzen pflegen.

Er führte auf Grund einer geschichtlichen Übersicht über die Entwicklung der Universitäten den Gedanken aus, daß die wissenschaftliche Selbsttätigkeit der Studierenden in den Seminaren noch mehr in den Vordergrund treten müsse; gerade bei seinen Philologen hatte er in dieser Hinsicht nicht immer die besten Erfahrungen gemacht. Er formulierte damit lediglich die Überzeugung aller Einsichtigen, die sich freilich in der Praxis noch immer nicht so durchgesetzt hat, wie man wünschen möchte.

Unterrichtstechnische Fragen auf dem Gebiet des Hochschulwesens pflegen bis jetzt nicht gerade die leidenschaftliche Teilnahme weiterer Kreise zu erwecken: aber es ist mir noch in frischer Erinnerung, wie diese Rektoratsrede weiter hallte durch den deutschen Blätterwald — oder vielmehr eine kurze, persönlich gefärbte Episode dieser Rede, wo der alte Liberale etwas wie ein Bekenntnis ablegte. Wir haben hier keinen Anlaß und kein Recht, verschollene Preß- und Parteidebatten wieder zu beleben — ich denke, all diese Stimmen prallen ab von den Mauern der Akademie. Aber wohl mag die Gelegenheit benutzt werden, um der seinerzeit draußen verbreiteten Fabel entgegenzutreten, als ob Christ wegen seiner Rektoratsrede aus dem Schulrat ausgetreten sei. Es waren sachliche Meinungs-

verschiedenheiten, die Christ, nach seinen eignen Aufzeichnungen, zu seinem Entschluß veranlaßten: Meinungsverschiedenheiten, die sogar bis in die letzten Jahre des Ministeriums Lutz hinaufreichten und mit der Schwenkung der Gesamtpolitik zusammenhingen, wie denn auch bei der endgiltigen Redaktion der Schul- und Prüfungsordnungen mancherlei Wünsche und Forderungen Christs unberücksichtigt geblieben waren. Übrigens vollzog sich Christs Rücktritt vom Schulrat in der korrektesten Form. Auch blieb er bis zum Jahr 1900 Mitglied der Reichsschulkommission und schon dadurch in steter Fühlung mit dem alten, ihm lieb gewordenen Arbeitsgebiet.

VIII.

Wir mußten einen Seitenblick auf diese praktische Tätigkeit werfen, um das Maß von persönlicher Kraft abschätzen zu können, das CHRIST außerhalb der Akademie und Universität zu verbrauchen veranlaßt war.

Es ist staunenswert, daß seine wissenschaftlichen Arbeiten dabei keine irgendwie wahrnehmbare Unterbrechung erfahren haben. Im Gegenteil: gerade in der Mitte der siebenziger Jahre, während sein Nebenamt die stärksten Anforderungen an ihn stellte, faßte er eine ganze Reihe bedeutsamer neuer Aufgaben ins Auge, mit jenem jugendlichen Draufgängermut und Optimismus, der für ihn immer charakteristisch geblieben ist.

Es begann damals, eingeleitet von den deutschen Ausgrabungen in Olympia, jenes Zeitalter archäologisch-philologischer Entdeckungen, in dem wir noch mitten inne stehn. Christ hat zu fast allen irgendwie bedeutenden Problemen, die innerhalb seiner Sphäre lagen, das Wort ergriffen.

Zuerst waren es die Funde und Forschungen SCHLIEMANNs, die den Homeriker zu einer Revision seiner Ansichten veranlaßten; er hat die Leistungen des genialen Laien, vorurteilsloser als mancher andre Zunftgenosse, von vornherein richtig eingeschätzt. Damals unternahm er seine erste und einzige Reise nach Griechenland und

Kleinasien; wertvolle Dienste leistete ihm dabei ein Landeskind, sein Freund PARANIKAS, der ihm in der Troas als Reisebegleiter und Führer zur Seite stand. Seine Hauptabsicht war auf topographische Durchforschung der troischen Ebne gerichtet, oder wenigstens auf lebendiges Auffassen und Anschauen dieser ältesten Malstätten europäischer Dichtung und Kultur. Als »Schriftgelehrter« hatte er diese Frage schon in Vorlesungen und Akademievorträgen behandelt. Er meinte in den homerischen Dichtungen bald größere bald geringere Klarheit und Energie der Ortsschilderungen zu finden; aus diesen Beobachtungen hoffte er ein brauchbares Untersuchungsinstrument zu schmieden, um die verschiedenen Schichten der homerischen Epen scheiden und abgrenzen zu können. Der Gedanke war wohl nicht ganz so keimfähig, wie Christ im ersten Enthusiasmus angenommen hatte. Aber bestärkt sah sich Christ auf der einen Seite in der von G. HERMANN und G. GROTE übernommenen Annahme, daß in den überlieferten Epen ein kompakter alter Kern stecke, ein breit angelegtes, wohl organisiertes Kunstwerk; auf der andern Seite meinte er die LACHMANNsche Liedertheorie völlig in die Brüche gehn zu sehen; daß jener von einheitlicher Anschauung getragene Kern mechanisch aus Einzelliedern zusammengeballt sei, schien ihm undenkbar. Gerade in dieser Polemik gegen eine unhaltbare Hypothese des 'größten Sprachmeisters' lag Mitte der siebziger Jahre ein entschiedenes Verdienst; denn diese Hypothese pflegte damals, wohl nicht nur in Wien und Leipzig, als der Weisheit letzter Schluß vorgetragen zu werden. Zehn Jahre nach dem Erscheinen seines programmatischen Aufsatzes »über die Topographie der troischen Ebne und die homerische Frage« brachte Christ seine Homerstudien in einer Ausgabe der Ilias zum Abschluß.

Nach und zunächst auch neben SCHLIEMANN trat DÖRPFELD in die vorderste Reihe der Ausgräberkolonne und wenn auch die überraschendsten Entdeckungen der Wüschelrute genialer Phantasie und Energie zu danken gewesen waren: eine methodische Verwertung und Erweiterung des Fundmaterials war nicht möglich ohne die vielberufene Wissenschaft des Spatens, wie sie in der Schule des Athenischen Instituts ausgebildet wurde.

Christ war gerade mit einer litterargeschichtlichen Arbeit über griechische Poesie beschäftigt, als DÖRPFELD die klassische Stätte aufdeckte, die als das Geburtshaus des europäischen Dramas bezeichnet werden kann: das Dionysostheater in Athen. Die herkömmlichen Vorstellungen von der antiken Bühne waren eben durch einen jungen philologischen Arbeiter erschüttert: die Beobachtungen des Architekten schienen zu demselben Ziele zu führen. Nicht in starrer Trennung agierten Schauspieler und Chor, die Schauspieler oben, auf einem überhöhten, unserer Guckkastenbühne ähnlichen Podium, die Choreuten unten in der Orchestra: sondern auf gleichem Boden bewegten sich beide vor dem am Burghügel aufsteigenden Theater mit seinen Zuschauermassen. Für die ästhetische Würdigung und die innere Erfassung der antiken Dramen bedeuten diese Dinge nicht allzuviel; um so wichtiger sind sie für die Architekturgeschichte und die Entwicklungsgeschichte des antiken Theaters, und weiterhin für die Beurteilung des künstlerischen Sehens bei den Griechen: es ist ein fundamentaler Unterschied, ob man sich die Schauspieler auf einer stark überhöhten, ziemlich schmalen Bühne mit Hinterwand agierend vorstellt, fast einplanig, wie ein attisches Relief — oder ob man sie sich auf dem runden Tanzplatz bewegen läßt, unter Umständen mitten unter den Choreuten. Seit zwanzig Jahren wogt nun die wissenschaftliche Debatte über die ursprüngliche Anlage und die Weiterentwicklung des antiken Theatergebäudes hin und her. Christ hat als einer der ersten selbst das Wort genommen und seine Schüler zu erfolgreicher Teilnahme an der Arbeit angeleitet. Das Problem hat ihn nie wieder losgelassen; noch seine letzten Vorlesungen, ja seine letzten Gedanken haben ihm gegolten.

Je schneller und energischer wir Christ bei solchen Fragen zugreifen sehn: desto befremdender muß es erscheinen, daß er bei der Verarbeitung der in den letzten Jahrzehnten so reichlich zuströmenden Papyrusfunde nur zögernd und selten teilgenommen hat. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich den Hauptgrund darin erkenne, daß es einen bequem zugänglichen und einigermaßen vollständigen

'papyrologischen' Apparat in München nicht gab (und nicht gibt), und daß Christ die Publikationen wohl meist ziemlich spät zu Gesicht bekam. Immerhin ist er dem Schauspiel dieses unerwarteten *risorgimento* antiken Lebens und antiker Literatur mit frischer Teilnahme gefolgt; noch einer seiner letzten Vorträge galt dem Rätselgedicht des Timotheos von der Perserschlacht, das vor wenigen Jahren in einem Berliner Papyrus auftauchte. Freilich ließ ihm, wie er selbst bekannte, das energische Zugreifen der Herausgeber kaum eine Ährenlese über.

IX.

Doch all diese Arbeiten — selbst der Abschluß einer großen, besonders die Erklärung fördernden Pindar Ausgabe — sind im Grunde nur Parerga: ein wahrer *labor Herculeus* ist die Geschichte der griechischen Literatur, die Mitte der achtziger Jahre entstand und seither in vier Auflagen immer weiter ausgebaut, wenn auch nie umgebaut wurde. Das Buch gehört zum eisernen Bestand unsrer Fachliteratur.

Es wird wenige Menschen, auch sehr wenige Philologen geben, die mit gleicher Unermüdlichkeit die ungemessenen Räume des griechischen Schrifttums durchwandert haben, wie Wilhelm Christ. So ist das Buch wirklich aus den Quellen herausgearbeitet und führt den Leser ohne viel Umschweife zu den Quellen hin. Ferner zeigt es auf problematischem Boden meist auch den Weg, auf dem man zu einem Urteil gelangen und selbständig weiter kommen kann. Kurz, es ist ein Arbeitswerkzeug, wie wir es für die griechische Litteratur durchaus nicht besaßen.

Nicht um zu kritisieren, sondern um zu charakterisieren, möge dem gegenüber aber betont werden, daß auf die geschichtliche Gruppierung und Darstellung nicht der gleiche Nachdruck gelegt ist. Wer Paradoxen liebt, könnte sagen, das Buch hat ein Philologe geschrieben, kein Litterarhistoriker.

Einige Beispiele mögen die Sachlage beleuchten.

Nach Alexander dem Großen, mit der Konsolidierung der Dia-

dochenstaaten, vollendet sich jene neue Kultur, die wir als die hellenistische zu bezeichnen pflegen. Es ist im wesentlichen der Typus der 'modernen' Kultur: der Einzelne auf sich gestellt, die Wissenschaft Führerin, die Dichtung nicht mehr getragen und bestimmt durch religiös-nationale Kräfte und Bedürfnisse, sondern in der Hauptsache ein freies Spiel, eine bloße 'Würze des Daseins'. Die bedeutendste künstlerische Tat dieser Zeit ist die Ausbildung eines schlichten, aus scharfer Beobachtung herauswachsenden Stils, der das Leben von gestern und heute wie in einem Spiegel festzuhalten sucht — man könnte sagen: die Vorwegnahme des modernen Realismus, wenn der urgriechische Sinn für künstlerische Form nicht auch hier die Forderung gebundner Rede und klar gegliederter, wohl übersichtlicher Komposition aufrecht erhalten hätte. Wir finden diesen Stil im hellenistischen Mimus, vor allem bei meinem alten Klienten Herondas, aber auch in den Charakter- und Intriguenstücken des Menander und Philemon, die durch Vermittlung der Römer die Vorbilder unsres Lustspiels geworden sind. Es ist klar, daß die 'neue Komödie', deren Blüte durchaus in die Zeit nach Alexander fällt, die litterarische Hauptleistung des Hellenismus ist. Bei Christ stehn diese Poeten mitten in der sogenannten klassischen Zeit (die man bezeichnender die hellenische nennen wird, denn es ist doch seltsam, daß die römischen Nachklänge hellenistischer Dichtung dann als 'klassisch' gelten sollen, ihre Urbilder nicht), unmittelbar vor ihnen ist von Aeschylus und Aristophanes die Rede, gleich darauf von den Anfängen der Prosa und dem hochaltertümlichen Herodot. Geschichtlich läßt sich das nicht rechtfertigen — Menander und seine Nebenmänner und Nachfolger hätten unbedingt, neben Herondas und Theokrit, in die Hellenistenzeit hineingehört. Aber man orientiert sich so freilich am bequemsten über die Dichtergruppe, die man als attische Komiker zu bezeichnen pflegt.

Ein andres Beispiel. Auf die bis Justinian hinunter geführte Literaturgeschichte folgen zwei Anhänge. Erstens die »fachwissenschaftliche Literatur«. Darunter finden wir z. B. die Schriften des

Hippokrates-Corpus — aber die sind ja die bedeutsamsten Urkunden für die Zeit der ionischen Aufklärung und die Anfänge griechischer Kunstprosa! Das Büchlein 'über die heilige Krankheit' (d. h. Epilepsie und verwandte Erscheinungen) eröffnet in wahrhaft glänzender Weise den Kampf gegen Wahn und Aberglauben in der europäischen Literatur, und der (zuerst vom Kollegen PÖHLMANN ins rechte Licht gesetzte) geistreiche Versuch 'über Klima und Bodenbeschaffenheit' ist der Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Anthropologie und einer Hygiene im Sinne PETTENKOFERS — so naiv den modernen Leser manche Einzelheiten anmuten mögen. Im Corpus Hippocrateum ist vieles wahrhaft 'klassisch' und 'national', und hat ganz anders in die Weite und Tiefe hineingewirkt, als manche Tifteleien spätantiker Rhetoren und Grammatiker, die viel eher in die Rumpelkammer der »Fachschriften« hätten verwiesen werden können.

Die emsigste Arbeit hat Christ der allmählichen Ausgestaltung der zweiten Gruppe des Anhangs zugewandt: den christlichen Schriftstellern. Für ihre Ausscheidung läßt sich mancherlei sagen. Christ hat besonders geltend gemacht, daß der Feind des Hellenentums in den Rahmen einer hellenischen Literaturgeschichte nicht hineinpasse. Aber für den historisch Sehenden gehört der eine Gegner zum andern, wie der Schatten zum Licht, und die Zeit ist längst vorüber, als LAGARDE klagte: „Der Eine schreibt nur Kaiser-, der Andre nur Kirchengeschichte und es ist doch Ein Gewebe, dessen Fäden einzeln nichts wert sind“. Ein grundlegendes Werk über den römischen Staat und die allgemeine Kirche hat einen Historiker zum Verfasser, der vom antiken Rom herkam, und die fruchtbarsten Forschungen über die christlichen Legenden wie über die alten Apologeten verdanken wir 'klassischen' Philologen. Wie eng sich die beiden Welten, die antike und die christliche, an- und ineinander schoben, weiß jeder, der sich etwa an den Kaiser Julian oder den Bischof Synesios erinnert, und wär es nur aus den Dichtungen Ibsens und Kingsleys. Es gibt litterarische Persönlichkeiten, deren Kunst in der Luft des

Dionysos-Kultes groß geworden war, ehe sie sich der christlichen Offenbarung zuwandte. Der Kampf und Ausgleich der beiden Welten ist der letzte Akt der 'alten Geschichte', auch der alten Literaturgeschichte; sein für alle Zukunft bestimmendes Endergebnis das Eindringen der hellenistisch-römischen Kultur in die führenden Kreise der Christenheit — jene mächtige Bewegung, durch die Plato und Aristoteles, Cicero und Virgil Lehrer der Menschheit geblieben sind und durch die schließlich die Renaissance möglich wurde (denn nur die Tatsache, daß der Lebensatem der Antike nie völlig erlosch, vermag die rapide Zunahme ihrer Kraft und Wirkung im fünfzehnten Jahrhundert zu erklären: was gestorben, kehrt nicht wieder). Praktisch mag man die Arbeit teilen — und wir in München haben ja eine besondere Professur für altchristliche Philologie —: für die geschichtliche Betrachtung stehn die großen christlichen Schriftsteller auf demselben Plan, wie ihre heidnischen Genossen, Klemens von Alexandrien neben Aelian und Athenaeus, Gregor von Nazianz neben Libanios und Julian dem Abtrünnigen.

Dazu kommt ein Zweites. Ästhetisch betrachtet bietet die griechische Literatur der Kaiserzeit, soweit sie uns Christ darstellt, das Bild einer mit großem Talent, aber auch mit ziemlicher Willkür durchgebildeten Schul- und Virtuosenkunst. Auch wo die (von Rom aus geförderte) archaisierende Parole des Atticismus nicht befolgt wird, ist Sprache und Stil doch durchaus und einseitig literarisch-rhetorisch gefärbt und nur für litterarisch Gebildete genießbar. Hier darf der Gegensatz nicht fehlen, wenn das Bild vollständig sein soll. In den Schriften des Neuen Testaments und in der christlichen Legende schlägt endlich wieder der schlichte Klang volkstümlicher Sprache und naiver Darstellung an unser Ohr, reiner und eindringlicher, als in den wenigen antiken Volksbüchern, wie dem Alexander- oder Aesoproman. Erst von diesem Boden aus kann man die Entfernung messen, die die breiten Massen damals von den 'Gebildeten' (πεπαιδευμένοι) trennte. Auf Seite der heidnischen Rhetoren und Sophisten war hier ein entschiedenes Defizit. Ein Dante, der das

Volgare geadelt hätte, ist nicht gekommen. Die spätgriechische Redekunst mit ihren pedantischen Wertungen und ihrer starren, mit scholastischem Fleiß und Scharfsinn geübten Technik hat sich immer wieder die Schule erobert, auch in Byzanz. Noch die Schwierigkeiten, mit denen (nach KRUMBACHERS Darstellung) die Litteratur des jungen Hellas jetzt zu kämpfen hat, sind eine letzte Folge jenes Mißverhältnisses der Kräfte in der rhetorischen Bildung der Kaiserzeit, wo man überzeugt war, reden zu können und zu sollen wie Platon oder Demosthenes, und vorüberging an dem Jungbrunnen, der doch eben an den heiligen Schriften der Christen seine Wunderkraft bewährte. Das mußte wohl so sein — die unsterblichen Toten waren diesen Epigonen lebendiger als alles Lebende. Humanismus und Renaissance haben später ähnliche Stimmungen durchgemacht und überwunden — glücklicherweise, denn ein ungesunder Zustand bleibt es, wenn das Pfropfreis stärker ist, als der Stamm der es trägt.

Man sieht, es handelt sich hier um das sprach- und litterargeschichtliche Hauptproblem der Kaiserzeit. Ohne die Einreihung der christlichen Schriftwerke ist es nicht darzustellen.

Eigentlich auch nicht ohne eingehende Berücksichtigung der römischen Literatur; denn die künstlerischen Richtungen und Moden — besonders die archaisierende und attikisierende Bewegung — haben damals von Rom aus die stärksten Antriebe empfangen; und wie es Schriftsteller gibt, die zugleich im Heidentum und im Christentum wurzeln, so gibt es andre, die sich der beiden herrschenden Idiome, des Griechischen und Lateinischen, gleich virtuos bedient haben. Kurz, das Ideal wäre, mindestens mit dem Beginn der römischen Kaiserzeit, eine geschichtliche Gesamtdarstellung des antiken Schrifttums. Ein feiner und umfassender Geist, dessen ich mit persönlicher Dankbarkeit gedenke, HERMANN HETTNER, hat uns, von ähnlichen Erwägungen geleitet, die Litteratur des 18. Jahrhunderts vorzuführen gesucht. Aber grade sein Beispiel zeigt — und ich habe als Dozent die gleiche Erfahrung gemacht —, wie schwer für einen solchen überquellenden Inhalt die rechte Form zu finden ist.

Die eben angedeuteten Wünsche und Bedenken hat Christ gekannt und auch bis zu einem gewissen Grade anerkannt — eine Besprechung seines Buches war uns Anlaß zu einem brieflichen Meinungsaustausch und zum Anspinnen persönlicher Beziehungen. Aber zu »einer tiefer greifenden Änderung der ganzen Anlage« konnte Christ sich nicht entschließen. Und er tat im Grunde recht daran. Die ganze Betrachtungsweise ist dem einzelnen zugewandt; darin liegt ihre Eigenart und ihre Stärke. Die Anordnung ist, offenbar mit Rücksicht auf den praktischen Zweck, im wesentlichen systematisch und eidographisch, wenn auch ein paar Hauptmassen chronologisch geschieden und zusammengefaßt werden. Wer daraus eine wirklich geschichtliche Darstellung machen wollte, müßte den gesamten, in seiner Weise ganz zweckmäßig angelegten Grundriß völlig umgestalten.

X.

Es war ein redlich ausgenütztes, reiches Leben, worauf Christ an der Schwelle des neuen Jahrhunderts bei seinem siebenzigsten Geburtstage zurückblicken konnte.

Den in akademischen Kreisen üblichen Veranstaltungen ging er nicht aus dem Wege, sondern nahm sie mit einer Mischung von Humor und patriarchalischer Würde dankbar entgegen. Mit Genugtuung begrüßte er unter den zahlreichen, allen Fakultäten und Parteien angehörigen Bankettgästen führende Männer aus dem Lager, das er als gegnerisch anzusehn gewohnt war — eine immer noch nachklingende Dissonanz schien sich befriedigend aufzulösen. »In Stein ausgehauen zu werden«, war nicht sein Wunsch; die Schüler und Freunde, die ihm eine Sammlung philologischer Aufsätze als Gabe darbrachten und den Christfonds gründeten, wußten, woran das Herz ihres alten Meisters hing: an der Anregung und Pflege selbständiger wissenschaftlicher Kleinarbeit. Freilich begann Christ damals seine praktische Lehrtätigkeit einzuschränken. Vergebens hatte er »für ein altes Halsleiden in Ems Heilung gesucht«; das Sprechen wurde ihm

auf die Dauer schwer, und in größeren Hörsälen wollte die Stimme nicht mehr recht durchdringen. Aber seine geistige Spannkraft blieb ungemindert und mit einem rührenden Eifer benutzte er die späte Muße, um die Frucht, die ihm noch auf dem Halme stand, in die Scheuer zu bringen.

Die griechische Litteraturgeschichte war eben zum vierten Male durchgearbeitet und eine Reihe von Problemen, die dabei aufgetaucht waren, in kleinen Aufsätzen und Akademievorträgen erledigt: da trat dem Zweiundsiebenzigjährigen wie eine glänzende Vision ein alter Plan vor Augen, in dessen Rahmen er schließlich all seine Studien, philologische und sprachwissenschaftliche, antiquarische, historische und prähistorische, zusammenfassen und auf ein Ziel lenken zu können meinte: es war die Frage nach dem Verwandtschaftsverhältnis der Griechen und Italiker und nach einem gemeinsamen gräkoitalischen Kulturbesitz. Abgesehen von einer vorbereitenden Abhandlung über die Beziehungen zwischen Griechenland und Italien ist nur ein Vortrag über das gräkoitalische Sprachgut in unsern Berichten veröffentlicht worden; außerdem haben mir umfangreiche Ausarbeitungen verwandten Inhalts aus dem Nachlaß vorgelegen. Christ hatte schon vor langen Jahren — in jener unternehmungsfrohen Jugendzeit, als er die Lautlehre schrieb — die Arbeit begonnen, mit sanguinischen Hoffnungen und etwa unter den Voraussetzungen von PICTETS *Origines Indoeuropéennes*. Aber je enger er mit der neuesten Sprachwissenschaft Fühlung nahm, desto mehr war er sein Material zu sichten und zu sieben veranlaßt. Wechselnde Entwürfe zeigen, wie unablässig er mit dem Stoff gerungen hat. Grade aus seinem letzten Akademievortrag klingt ein Ton redlicher und unablässiger Selbstkritik ergreifend heraus. Es bleibt eben doch dabei, daß die Italiker in sprachlicher Hinsicht den Kelten ebenso nah und näher verwandt sind, als den Griechen.

Für ein Essay über gräkoitalische Religion ist im Nachlaß ein ziemlich ausführlicher Plan erhalten, und auch ein reiches, schon seit Jahrzehnten aufgespeichertes Material von Bausteinen. Christ

ist danach sehr lange auf dem Standpunkt der 'vergleichenden Mythologie' stehn geblieben, dicht neben A. KUHN und MAX MÜLLER. Daß die glänzenden Streitschriften H. D. MÜLLERS für ihn nicht existierten, ist bei der Outsider-Stellung dieses wissenschaftlichen Sonderlings nicht weiter zu verwundern. Aber auch von anerkannten modernen Forschungsrichtungen, die für diese Probleme vielfach neue Methoden und Voraussetzungen geschaffen haben — vor allem von den 'folkloristischen' und ethnologisch-soziologischen Arbeiten — hat Christ kaum Notiz genommen, und er machte aus seiner Abneigung vor allem gegen die 'Volkskunde' mir gegenüber kein Hehl, obgleich ich seit einer Reihe von Jahren Vorlesungen über dies Gebiet zu halten pflege. Ich finde in seinen Arbeiten weder Spuren einer Benutzung von TYLOR oder SPENCER noch auch nur die Erwähnung LIEBRECHTS und MANNHARDTS. Aber wenn er die Untersuchung durchgeführt hätte, würde er sich die Auseinandersetzung mit diesen ihm unsympathischen Männern sicher nicht erspart haben; der Name TYLOR steht, mit einem Ausrufungszeichen, auf einem Bücherverzeichnis aus den letzten Jahren, das sich unter seinen Papieren fand. Das Ergebnis wäre schließlich wohl für die Religion ähnlich ausgefallen, wie für die Sprache. Die einzigartige Bedeutung der beiden klassischen Völker liegt ja überhaupt nicht begründet in ihrer Verwandtschaft und ursprünglichen Einheit, sondern in ihrer durchgreifenden und grade deshalb den ganzen Umkreis menschlichen Wesens ausfüllenden Gegensätzlichkeit. Das 'Genie unter den Nationen', die Griechen haben früh die Gabe und das Bedürfnis entwickelt, runde, künstlerisch individualisierte Götter- und Dämonengestalten zu schaffen, wie die Deutschen; ihre ausgesprochen persönliche Art verlangte nach der Person. Das Bauern- und Soldatenvolk der Römer bleibt in einer dumpferen und grade deshalb elementareren Sphäre; seine Geister und 'Augenblicksgötter' behalten etwas Schemenhaftes und Fließendes, sind aber dafür befähigt, das Leben und Erleben auf Schritt und Tritt zu begleiten und eine Ahnung von der Einheit des Göttlichen wach zu erhalten. Es sind zwei verschiedene Bahnen, auf denen man sich

‘dem Unerforschlichen’ zu nähern sucht. Was die Römer an ausgeprägten Göttertypen besitzen, ist griechisches Lehn- gut — darüber kann, zumal seit WISSOWAS Darstellung der römischen Religion, kein Zweifel sein —; ihre altheimischen Bräuche und Vorstellungen gehören meist einer primitiven, auf der ganzen Erde nachweisbaren Schicht an und finden jedenfalls in Nordeuropa ebensogut Verwandte, wie in Hellas.

Jener letzte Akademievortrag zeigt, daß Christ trotz aller Zugeständnisse doch den Glauben an die gräkoitalische Sprach-, Religions- und Kulturgemeinschaft festgehalten hat. Und vor allem blieb er davon überzeugt, daß er dem unsteten Meer sprachlicher Anklänge und mythischer Überlieferungen, vorgeschichtlicher Funde und geschichtlicher Hypothesen schließlich doch noch festes Land abtrotzen werde. Vielleicht ist es ihm hier ähnlich gegangen, wie dem greisen Faust bei Goethe, und es mag fraglich bleiben, ob je ein sicherer Dammbau in diese fernste Vergangenheit hineingeführt werden wird, auch wenn tausend Hände mit angreifen. Aber gewiß hat unser Freund, gerade als die Nacht hereindrang, das Vorgefühl von solchem hohen Glück genießen dürfen.

XI.

Einer jener alten Sprüche, die zur Zeit unsrer Klassiker gangbare Münze waren, lautet: wenn du dich kennen lernen willst, mußt du handeln. So mögen umgekehrt die schlichten Regesten dieses Gelehrtenlebens wohl genügen, um das Bild des Menschen zu erneuern und festzuhalten, der uns allen so teuer gewesen ist. Er war in erster Linie Akademiker und Gelehrter: aber er gehörte nicht zu den Nur-Gelehrten, bei denen sich — man gestatte das Zitat — ‘der übrige Mensch zur gelehrten Hälfte etwa so verhält, wie das Kraut zu der Rübe, die an ihm hängt’. Schon seine Fühlung mit der Praxis unsres Bildungswesens, die Pflicht, sich der Kulturaufgabe seiner Wissenschaft immer wieder bewußt zu werden, behütete ihn vor diesem Schicksal. Seine schlichte, von keinem Standesvorurteil

eingeeengte Persönlichkeit hatte schließlich doch eine Lebensenergie und einen innern Reichtum aufgespeichert, wie ihn die absichtslose Beschäftigung — man könnte sagen der freundschaftliche Umgang — mit den guten Geistern der *juventus mundi* wohl auch jetzt noch verleihen mag — ganz im Sinne des alten, oft tot gesagten, aber immer noch recht lebendigen Humanismus.

Christ wußte so gut, wie irgend jemand, daß die Philologie eine Schwester der Geschichtswissenschaft ist: aber gelegentlich hat man bei seinen Äußerungen den Eindruck, als ob er die historische Distanz vergesse und die großen Schatten lebendig vor sich sehe und auf Du und Du mit ihnen verkehre — z. B. mit dem ehrwürdigen Klemens von Alexandrien, mit dem er in einer Akademieabhandlung debattiert, als wär er einer seiner Kollegen, etwa aus der Münchner Theologenfakultät. Dem »göttlichen Platon« (wie er ihn später mit den antiken Jüngern zu nennen pflegte) stand er erst einigermaßen fremd und wohl auch mißtrauisch gegenüber, etwa wie FRIEDRICH RITSCHL und andre alte Herrn in meinen Studentenjahren. Aber schließlich gewann er in seiner Weise auch zu dem Dichterphilosophen ein persönliches Verhältnis, und es gelang ihm sogar, aus den lange als Fälschung mißachteten köstlichen Briefen die Stimme des Meisters herauszuhören — eine seiner schönsten Entdeckungen.

Als die Grundlage seines Denkens und Empfindens wird man die Überzeugungen des liberalen Bürgertums aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts bezeichnen dürfen; diese Grundlage ließ er sich, so viel ich sehe, durch seine Studien nicht erschüttern, kaum berühren. Und man darf es ihm nicht verargen, wenn er aus jenen Überzeugungen gelegentlich die Normen entlehnte, nach denen er den Wert auch historischer Größen zu bestimmen suchte. Gewiß soll man Vergangenes zunächst mit dem ihm eignen Maßstab messen; aber nur mit dem ihm eignen Maßstab, wie die 'Objektiven' fordern?... Der Lebende läßt sich sein Recht nicht nehmen. Christ war jedenfalls ein Mann starker Zuneigungen und Abneigungen. Mitten hinein in das philologische 'Detailerzieren' klang bei ihm

oft ganz unerwartet der Ton einer kräftigen und kriegesischen Fanfare. Auch im Altertum gab es Seiten, die ihm fremd, ja widerwärtig waren. Vor allem jene dunkeln Seiten, auf die ERWIN RHODE — ein sehr radikaler Denker, in dem aber ein Stück Romantik lebendig war — das volle Licht eines mitempfindenden Verständnisses hat fallen lassen. Über griechische Mysterien, über antike Orakel und antikes Priestertum hat Christ Äußerungen getan, die von dem gelehrten 'Aufklärer' unter den Philologen, von CHRISTIAN AUGUST LOBECK, herrühren könnten. Aber seine Polemik war doch nie verletzend und erkältend, wie das Gebahren mancher modernen Sphinx, die beim Hochgericht der Völker thronen und ihr Gesicht höchstens zu einem spöttischen Lächeln verziehn.

In den wissenschaftlichen Schriften kommt freilich nicht die ganze Persönlichkeit ihres Verfassers zum Ausdruck. Der Mensch hielt im Verkehr nicht nur, was man sich von dem Gelehrten versprochen hatte: er bot mehr. Vor allem eine eigne Art von harmlosem und, in schönem Sinne, altväterischem Humor; bei einem Rheinländer, der über fünfzig Jahr in München lebt, muß wohl etwas derartiges heranwachsen. Und wenn ich nicht, im Widerspruch mit den ungeschriebenen Gesetzen der akademischen Beredtsamkeit, zu tief ins Menschliche hineinzugeraten fürchtete, könnt ich davon erzählen, wie trefflich er es verstand, auf gleichem Fuß mit seinen »jungen Freunden«, den Studenten, zu verkehren, ja, mit den allerjüngsten Freunden, den Kindern; auch mit meinen Kindern. . . .

Den stärksten Eindruck hab ich von Christ empfangen bei den Verhandlungen in der Fakultät und in der Akademie. Er war unermüdlich. Charakteristisch war die Neigung, eine Frage, die man in seinem Sinn der Entscheidung nahe glaubte, plötzlich von einem ganz neuen, oft auch vom entgegengesetzten Standpunkt aus anzusehn und zu besprechen, als ob er das Ergebnis immer wieder einer Belastungsprobe unterwerfen wolle. Wo sichs um schnelle Entscheidung in praktischen Dingen handelte, war das nicht immer bequem. Aber es war, wie all sein Tun, rücksichtslos ehrlich, und für unsre Ge-

lehrtenarbeit sozusagen symbolisch — unsre Entscheidungen pflegen provisorisch zu sein; wir gewinnen unsre Ergebnisse, um sie zu überwinden, im besten Falle, um sie weiterzuführen.

* * *

Von einem unsrer Großen, von Lessing, sagt Gottfried Keller einmal, sein Wesen sei nichts anderes, als die ewige Jugend und Geschicklichkeit zu allen Dingen, der unbedingte gute Wille, ohne Falsch und im Feuer vergoldet.

Diesen unbedingten guten Willen hat Christ besessen und bewährt, vor jeder Aufgabe, die an ihn herantrat, und zu jeder Zeit — bis hinein in die letzten, schweren Tage, wo er sich mit versiegender Lebenskraft in ein dunkles, ihm fremdes Forschungsgebiet hinein zu arbeiten suchte. Und auch als einer der ewig Jungen steht er in meiner Erinnerung, neben AUGUST HEINRICH HOFFMANN und FR. ZARNCKE, neben RITSCHL, RIBBECK und THEODOR MOMMSEN.

Die Dauer der geistigen Jugend — das mag wohl der schönste Segen sein, den uns unsre Arbeit spenden kann.

Anmerkungen und Beilagen.

Benutzt wurden (außer einem Nekrologe von E. WÖLFFLIN [Beilage zur Allgemeinen Zeitung] und den Jubiläumsartikeln von F. BOLL [Münchner Neueste Nachrichten 2 VIII 1901] u. a.): 1. eine Anzahl von Briefen, sowie eine kurze Autobiographie Christs; einige charakteristische Äußerungen sind in eckigen Anführungszeichen (»—«) in die Darstellung eingeflochten; 2. ein Faszikel Personalakten, für deren Erschließung ich dem K. Staatsministerium dankbar bin; 3. der handschriftliche Nachlaß, den mir die Hinterbliebenen zur Verfügung stellten; 4. die Schriften Christs, welche die Almanache unsrer Akademie (1884 S. 190; 1890 S. 88; 1897 S. 110; 1901 S. 190; 1905 S. 175) ziemlich vollzählig aufzählen, meist in seinen Handexemplaren; außerdem noch mancherlei zum Teil mit W. C. gezeichnete, zum Teil anonym erschienene Zeitungsaufsätze. Durch Beschaffung und Ordnung des Materials hat mich ein junger Verwandter Christs, Dr. H. OSTERN (jetzt in Heidelberg) wirksam unterstützt. Besonders aus den verschollenen Zeitungsartikeln meinte ich einige Auszüge vorlegen zu sollen. Gesprochen wurde die Rede, von den Eingangs- und Schlußabschnitten abgesehen, in wesentlich verkürzter Form; einen Auszug brachten die Süddeutschen Monatshefte 1907 H. VI. — Mancherlei Fragen und Mitteilungen (auch Einwendungen) aus dem Kreise der Hörer veranlassen mich, hier nachträglich einige Punkte weiter auszuführen.

I.

Zu S. 4. Bis zu den ersten »Lateinklassen« besuchte Christ das Privatinstitut eines Dr. HESSE in seiner Heimatstadt. Aber die Eltern entschlossen sich, sobald sie über seinen Lebensgang entschieden hatten, ihn aus dem Hause zu geben. Das war eine Notwendigkeit, und Christ hat es mit seinen »Hausleuten« und Genossen gut getroffen — ganz anders als E. Rohde, dessen Bild mir bei der Arbeit oft genug als Gegenstück in der Erinnerung auftauchte. Noch in den Zeitungsartikeln und Schriften, die in Christs Rektoratsjahr und später bei seinem 70. Geburtstag erschienen, tauchen allerlei Erinnerungen aus den Gymnasialjahren auf; s. die nächsten Anm.

Zu 8. 5. Von jenen Nassauischen Gymnasial-Reallehrern, wie man sie bezeichnen könnte, erzählt Christ (Beil. zur Allg. Zeitung 1882, 305, 1. Nov.): »Von den zu Philologen gebildeten und anfänglich wenigstens für den philologischen Unterricht bestimmten Lehrern beschäftigte sich der eine mit Chemie, der andre mit Geographie, ein dritter schrieb französische Übungsbücher, ein vierter ging den Würmern und Schmetterlingen nach, ihrem eignen Fache wurde einer nach dem andern mehr und mehr entfremdet.« Dem gegenüber steht das glänzende Bild HALMS, gezeichnet nach den Erinnerungen der Gymnasial- und Studentenzeit, wie nach den Erfahrungen des spätern Lebens: »Schon sein Äußeres, die hohe imponierende Gestalt, die kräftig entwickelte Stirne, die fest geschlossenen Lippen, der durchdringende Blick seines Auges kennzeichneten den charakterfesten Mann . . . Der Charakterfestigkeit und den davon nun einmal untrennbaren Kollisionen traten andre Seiten seines Wesens mildernd und erklärend zur Seite: die rührende Fürsorge für die Seinigen, das herzliche Wohlwollen gegen seine Schüler und seine Umgebung, der edle Sinn für treue Freundschaft und offenherzige Mitteilung.« Diesem Bilde hat Christ selbst nachgelebt und mit jenen Schlußworten hat er sich selbst charakterisiert.

Die Annahme, daß es vor allem HALM war, der damals auf Christ bestimmend gewirkt hat, bestätigt der biedre alte Schulgenosse von Christ, der 1891 in der Reichszeitung (No. 340, Bonn, 11. Dez.) das Wort ergriff: »Indessen, Freund Wilhelm Christ, denkst du noch an die Zeit, da wir auf dem Gymnasium zu Hadamar im Nassauischen studierten und bei dem Polizeidiener Keller in Kost und Logis 'lagen'? Damals schon hattest du dir einen Professor zum Ideal auserkoren, der, wenn die Sache an ihn kam, seine katholischen Gymnasiasten in der Kirche zu beaufsichtigen, . . . aus einem alten Klassiker sich erbaute. . . .« Hier muß HALM gemeint sein. Aber wer ist der edle 'Freund', der hier spricht?

Was Christ von dem verflachenden Einfluß des 'Enzyklopädismus' bei der Mehrzahl seiner Lehrer sagt, entspricht ganz den Anschauungen eines der größten Didaktiker, FRIEDRICH RITSCHLS, s. dessen Opuscula V S. 24.

Zu 8. 6. Eine humoristische Schilderung dieser Vorgänge in Nassau, besonders der »Pennäler-Revolution zu Hadamar«, bietet ein (mit *Df* gezeichneter) Artikel der Kölnischen Volkszeitung, der im Jubiläumsjahr erschien (1898, 264, 9. April). Das 'Kind des freien Rheingaus', das da eine leitende Rolle spielt, ist offenbar CHRIST. Der Direktor selbst gestattete den Schülern das Tragen von 'Heckerhüten und schwarz-rotgoldnen Kokarden' und bat einmal, 'als er zeitweilig stark vexiert wurde, die Herren Schüler um besondern Schutz!' Auch sonst, beim Wahlkampf, traten die braven Gymnasiasten für ihre Lehrer ein. Es sind höchst seltsame Bilder 'aus der guten alten Zeit'.

II.

Zu S. 6f. Seinen Lehrer SPENDEL schilderte Christ zuerst im 'Sammler', Beil. zur Augsburger Abendzeitung 1877, 37, bei Gelegenheit des Doktorjubiläums dieses ersten Münchner Promovenden (20. März 1827: 1877); dann in einer akademischen Gedächtnisrede. Daß der Aufenthalt in Berlin auf Spengel nicht bestimmend gewirkt habe, möchte ich aber bezweifeln; Spengels bedeutsamstes Werk, die *συναγωγή τεχνῶν*, ist AUGUST BÖCKH gewidmet und ging hervor aus der Lösung einer von der Berliner Philosophischen Fakultät gestellten Preisaufgabe (*Rhetoricorum apud Graecos studiorum artisque ipsius historia inde ab initiis usque ad editos Aristotelis de rhetorica libros . . . adumbretur* etc.). Der Bahnbrecher der historischen Metrik wird sein Augenmerk auch auf die Geschichte der Rhetorik gerichtet haben. Seltsam ist es freilich, daß in dem System der Böckhschen Enzyklopädie die Rhetorik weder unter den Künsten des Vortrags noch in der Geschichte der Sprache (neben Stilistik und Metrik) einen selbständigen Platz gefunden hat. — Wertvolle Beiträge zur Charakteristik von SPENDEL und THIERSCH liefern die vor kurzem von F. SCHOELL in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern IX, S. 18 ff. veröffentlichten Aktenstücke und Briefe. Dem Kuratorium spricht SPENDEL da (1845) die Überzeugung aus, 'daß die Thätigkeit eines Professors mehr auf Unterricht und mündliche Belehrung hingewiesen ist', und in einem Schreiben aus München 1849 redet er von den politischen Verhältnissen und erzählt, daß er 'tüchtig exerzieren gelernt habe' — also gleichzeitig mit seinem Schüler. Die ebendort veröffentlichten Briefe von THIERSCH betreffen meist den Streit um das Gymnasium und die Realschule in den dreißiger Jahren; Thierschs Freund MOSER in Ulm war eine Persönlichkeit ganz im Stil des Rektors in den Epigonen (oben S. 5); SCHOELL bemerkt mit Recht, daß in dieser Korrespondenz manches so klinge, als ob es in die Kämpfe unsrer Tage gehöre. Herausgehoben sei der kernige Satz von THIERSCH (S. 46): „denn allerdings haben die klassischen Studien außer dem Realismus noch genug eben so mächtige Feinde, von welchen sie bedroht werden, den Formalismus und Pedantismus vieler Lehrer . . .“ Auch ein Berliner Lehrer von Christ kommt in Schoells Publikation zum Wort, A. BÖCKH (S. 57 ff.); das S. 43 zu S. 7f. mitgeteilte Urteil Christs erscheint im Licht der hier (und in der Biographie Hoffmanns) mitgeteilten Briefe ziemlich scharf.

Zu S. 7. Ich erinnere mich kaum, bei Christ irgendwo eine Äußerung gefunden zu haben, die von einer Beschäftigung mit der zeitgenössischen Philosophie Zeugnis ablegte, obgleich seine litterar- und philosophiegeschichtlichen Arbeiten wohl Gelegenheit dazu boten. Im Eingang der Platonischen Studien (Abh. XVII, 1885) entschuldigt er sich fast, daß er auf diesem Gebiet hervorzutreten wage, und beruft sich auf seine Lehrer SPENDEL, PRANTL und TRENDLENBURG.

Doch ist es bemerkenswert, daß er einen Schriftsteller- und Gelehrtentypus, wie M. CARRIÈRE, fein und mit einer gewissen Sympathie zu zeichnen verstanden hat (Sitzungsberichte 1895, I). TRENDLENBURGS gedenkt Christ nicht nur in seiner autobiographischen Skizze, sondern auch in seinen Aufsätzen (z. B. Sitzungsber. 1895, II, 185) mit besondrer Wärme. Auch dem Philosophen JOH. HUBER stand er nahe, s. oben S. 21.

Zu S. 7 f. In der erwähnten Autobiographie sagt Christ allerdings, die »eigentliche« Philologie sei in Berlin nicht mehr sehr gut bestellt gewesen: »denn HAUPT war eben gestorben und hatte an M. HERTZ nur einen schwachen Interimsersatz erhalten, und BÜCKH, schon alt und griesgrämig, wollte von frischer Textkritik nichts wissen«. Für HAUPT († 1874) ist LACHMANN zu lesen, der 1851 starb. Als HAUPT, ein vorzüglicher seminaristischer Exerziermeister, nach Berlin kam, war Christ schon im Begriff, seine Studien abzuschließen. Es waren offenbar die von München mitgebrachten Interessen, die Christ vor allem in die Übungen von TRENDLENBURG führten; in ihnen hat er (wie auch seine Dissertation zeigt) die unmittelbarste Förderung empfangen. Die in dem Urteil über BÜCKH (aber nicht in Christs Gesamttätigkeit) zum Ausdruck kommende einseitige Schätzung der Textkritik erinnert an ROHDES Bemerkung (Cog. 58, S. 243 meiner Biographie), daß »diese Leute eigentlich die Versen und Fälschungen der Abschreiber interessieren (und ihr eigner, an deren Aufdeckung arbeitender Scharfsinn), aber nicht die Alten selbst«. In der Abhandlung über »die metrische Überlieferung der pindarischen Oden« (1868) bekennt sich Christ dankbar als Schüler zu »dem großen Wiederhersteller Pindars«.

Drei von den Berliner Freunden (PERTZ, ANTON, LA ROCHE) figurieren auf dem Titelblatt der Dissertation als *adversarii*; die Promotion fand die XXX m. Iulii a. MDCCCLIII statt. Bekannt ist der scharfe Angriff auf PERTZ durch die *philologorum Bonnensium heptas* (Gran. Lic. quae supers., 1858; in dem kausischen Vorwort spricht doch wohl FRANZ BÜCHELER); Christ wäre gewiß beige-sprungen, wenn des Freundes Sache eine bessere gewesen wäre. Einer Schweizerreise gedenkt J. LA ROCHE in der Vorrede seines Hauptwerkes »Hom. Textkritik« 1866 S. VII: »Mein Jugendfreund . . . W. Christ . . . hat mir . . . einen neuen Beweis seiner edlen Freundschaft gegeben, die ich schon in schwerer Zeit erprobt habe, als ich auf einer gemeinschaftlich unternommenen Reise in die Schweiz lebensgefährlich erkrankte und derselbe mit der liebevollsten Sorgfalt wochenlang an meinem Krankenlager saß und nicht von meiner Seite wich, bis wir wieder zusammen den Rückweg in die Heimat antreten konnten. Ich kann es nie vergessen, leider auch nie vergelten«. Die selbstlose Güte Christs hat auch mancher Andre erfahren.

Zu S. 8 f. Christ hat als Textkritiker mit entschiedenem Erfolg gearbeitet. Noch LASSON konnte seiner Übertragung der Metaphysik den Text von Christ zu Grunde legen, und S. H. BUTCHER, der Verfasser des lehrreichen Werkes über *Aristotle's theory of poetry and fine art* bekennt: *I find myself more frequently in agreement with William Christ on questions of reading, than with any previous editor.* Über die Demosthenica s. E. DRERUP, Philol. Suppl. VII S. 536, über Christs Stellung zu den Fragen der Recensio des Horaztextes F. LEO, Gött. Gel. Anz. November 1904 S. 850 f., Fr. VOLLMER, Philol. Suppl. X 2 S. 278 f. 289, R. C. KUKULA, in einer Anzeige der neuesten Horatiana, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1907 I. Aus der Gratulationsschrift für SPENGLER, 1875, *Fastorum Horatianorum epicrisis* sei bei dieser Gelegenheit herausgehoben die Bemerkung über die (von E. ZARNCKE genauer behandelten) griechischen Titel der Oden, die Christ richtig mit verwandten Einteilungen bei den Rhetoren (Menander) in Zusammenhang bringt. — Über die allgemeine Tragweite und die methodologische Bedeutung textkritischer Arbeit vgl. z. B. H. USENER, 'Vortr. und Aufs.' S. 30 ff. 65, und mit Bezug auf brennende kirchengeschichtliche und religiöse Fragen P. DE LAGARDE, Mitteil. IV (1891) S. 307.

Zu S. 9. Schon eine von den Thesen der Dissertation weist auf die Studien bei BOPP (Nr. 4 über die griechischen *Dvandva*-Composita, s. BOPP, Vergl. Gramm. § 974, wo das eine Beispiel Christs fehlt). Vor allem aber gedenkt Christ seines »hochverehrten Lehrers, der in seinen allgemein sprachwissenschaftlichen Werken den Philologen die Leuchte vorangetragen hat« in der Vorrede der Lautlehre (S. IX) und fast mit den gleichen Prädikaten in dem auf die Jugendstudien zurückgreifenden letzten Akademievortrag Sitzungsber. 1906, II, S. 152. Daß er »von jeher ein Freund mathematischer Studien gewesen sei«, betont Christ Sitzungsber. 1863, 7. Februar, S. 100.

III.

Zu S. 10. Der Jahresbericht über das K. Maximilians-Gymnasium 1854/55 (mit Beigabe *Quaestiones Lucretianae. Ser. Dr. phil. Guil. Christ*) bringt allerlei persönliche Bekenntnisse. Er habe, so gesteht Christ, als Student bei der Lucrez-Interpretation Spengels nicht recht folgen können: *itaque cum mihi Bero-lino reduci benigna fortuna suavissimum praeceptoris optimi consortium reddidisset, quid mihi gratius fieri potuit, quam quod ille mihi et collegae coniunctissimo A. Linsmayero concessit, ut nobiscum tres posteriores Lucretii libros perlegeret?* etc. Sehr jugendlich klingt vor allem der Ton, in dem gegen LACHMANN und andre anerkannte Meister polemisiert wird, z. B. S. 11 über Lachmanns Lucrez: *neque multum a vero mihi aberrare videor, si alteram quamque ab eo propositam con-jecturam incertam aut inutilem, quintam quamque, ut levissime* [so steht da ge-

druckt zu lesen, man kann bei dem jugendlichen Verfasser wohl sagen, als unfreiwillige Selbstkritik] *dicam, falsam ac perversam esse dico*. Die Münchner Lehrer scheinen an diesem Kraftstil keinen Anstoß genommen zu haben; in der Polemik SPENGLERS mag man wohl Ähnliches finden, und erst recht bei M. HAUPT. Immerhin, vom eigentlichen Grobianismus (wie er seltsamer Weise auch in der philologischen Litteratur von Zeit zu Zeit wieder auftaucht) hat sich Christ damals und immer wohl ziemlich freigehalten.

Zu S. 11. Die Grundzüge der griech. Lautlehre (1859, F. v. THIERSCH gewidmet) sind aus einer Studie über das Digamma hervorgegangen. Die Kritik (in den Göttinger Gel. Anzeigen und im Litt. Zentralblatt) machte starke Vorbehalte; manches, besonders in den einleitenden Abschnitten, klingt heute allerdings wunderlich genug. Christ hat lange daran gedacht, das Werk in einer Neubearbeitung vorzulegen, überzeugte sich dann aber, daß bei den rapiden Fortschritten dieser Studien mit den Nachträgen und Verbesserungen, wie er sie in sein durchgeschossenes Handexemplar eintrug, nicht zu helfen war. Der verdrießliche Rezensent des Zentralblatts war (wie mir E. ZARNCKE freundlichst bestätigt) G. CURTIUS, der Christ später mit auf die Leipziger Liste der Nachfolger RITSCHLS gesetzt hat.

Das oben formulierte Urteil über die Erfolge und Stellung der modernen Sprachwissenschaft mag hier mit wenigen Worten begründet werden. Die exegetische Methode von Meistern, wie Aristarch, ist in der Hauptsache die unsre, wenn wir auch in ästhetischen und psychologischen Dingen weiter gekommen zu sein glauben; nur die historische Abschätzung der textkritischen Urkunden wird etwas wesentlich Neues sein. Aber auch die Entfernung von Thukydides (oder Aristoteles) zu einem modernen Historiker (auch Litterarhistoriker), scheint mir nicht so weit zu sein, wie die von einem antiken *τεχνικός* zu GRIMM oder JOHANNES SCHMIDT. Der Begriff der geschichtlichen Entwicklung wird schon von Aristoteles in ganz moderner Weise auf historische und litterarhistorische Objekte angewandt, ebenso von manchen seiner Schüler und Nachfolger. Bei der Sprache hat man im Altertum damit nie Ernst gemacht. Da hatte denn die moderne Forschung, die eben den Entwicklungsbegriff wiederentdeckt hatte, ganze Arbeit. Die soziologischen Disziplinen, die man noch anführen könnte, werden ihren Schwerpunkt im neuen Jahrhundert haben.

IV.

Zu S. 12. Die Etappen in Christs antiquarischen Studien bezeichnen seit dem Jahre 1862 (11. Februar S. 41 ff. Beiträge zur Bestimmung der attischen

Talente') zahlreiche Aufsätze in den Abhandlungen und Sitzungsberichten unsrer Akademie; metrologisch-numismatische Interessen sind dabei meist das Bestimmende. Dazu kommen einige (zum Teil anonyme) Zeitungsartikel, z. B. 'Vindelicische Gräber bei Krumbach in Schwaben' (Beilage zur Allg. Zeitung 1865, 311, 312), sehr weit ausholend, bei Pytheas von Massalia, offenbar im Zusammenhang mit den Avienstudien; es wird der meisterhaften Forschungen namentlich von Herrn KELLER in Zürich (des Pfahlbauten-Kellers in 'Auch Einer') und Herrn WRIGHT in London gedacht sowie der Entdeckung der Wotanspange durch den »verehrten Freund LINDENSCHMITT«. Sehr anschaulich ist die Ortsschilderung sowie der Ausgrabungsbericht. Ferner 'Fund eines römischen Militärdiploms bei Weißenburg in Mittelfranken', Beil. zur Allgem. Zeitung 1868, 221.

Noch heute bedeutsam sind wohl die 'Beiträge zur Geschichte der Antikensammlungen Münchens' (Abh. 1864); sie sind aus den Urkunden herausgearbeitet und bieten auch fördernde Einzelbeobachtungen. So benutzt Christ (S. 19) den schwarzen Anstrich gewisser Bronzen des Antiquariums, um ihre Herkunft nachzuweisen. Die Konsequenz, diesen offenbar modernen schwarzen Anstrich durchweg entfernen zu lassen, scheint CHRIST aber nicht gezogen zu haben. Infolge dessen blieb manches wertvolle Stück falsch eingeschätzt und wurde erst von FURTWÄNGLER aus dem Winkel hervorgeholt. S. A. FURTWÄNGLER, Sitzungsber. 1906, 3. Nov., S. 417 und im Münchner Kunsthistorischen Jahrbuch 1907.

Zu S. 13. Christ als Lehrer hat man mir sehr verschiedenartig geschildert; manche Äußerungen wären, in ihrer Divergenz, lehrreiches Material für die 'Psychologie der Aussage'. Tatsache bleibt, daß gerade Christ (noch in den letzten Semestern) viele der regsamsten unsrer Hörer in seinen Übungen zu fesseln wußte. G. v. ORTERER erinnerte sich dankbar, daß Christ im Seminar kleine wissenschaftliche Arbeiten veranlaßt und besprochen habe; später scheint diese wohl überall in Deutschland bestehende Übung in München ziemlich abgekommen zu sein. Am klarsten sprechen die Selbstzeugnisse, z. B. der Eingang der Platonischen Studien, worin Christ erzählt, wie er die Muße »auf seinem Tusculum in Agatharied« benutzt habe, um den Platonischen Studien seines amerikanischen Schülers SHOREY nachkommen zu können. Die Zahl der Getreuen aus Deutschland, insbesondere aus Bayern, ist Legion, von A. SPENGEL, K. MEISER, A. ROEMER, W. MEYER, L. ADAM (s. die Vorrede zu dessen Odyssee) bis zu OSKAR MEISER und FR. ZUCKER (jetzt in Cairo); außerdem sind manche griechische Gelehrte zu nennen (PARANIKAS, POLITIS, SOTIRIADIS, ZOMARIDIS, ANTONIADIS) und eine Reihe tüchtiger Philologen aus Amerika (so STERRETT, der Epigraphiker, und SHOREY, der Platoniker, ferner PICKARD und E. CAPPS), die jetzt selbst zu den *leading scholars* in ihrem Heimatlande gehören. — Zu der Äusserung DÖDERLEINS über den Lehrerberuf vergleiche man die Ausführungen F. RITSCHLS Opusc. V S. 24.

V.

Zu S. 15 ff. Das Hauptergebnis des Aufsatzes über die Verstechnik des Horaz kann wohl (trotz JURENKA, Zeitschr. f. d. Österr. Gymn. 1901, H. VIII. IX) als allgemein anerkannt gelten, und Einzelheiten (wie die befremdende Bemerkung über Sappho S. 31, die Auffassung der berühmten Stelle Aristot. Rhet. III 8, die Konjekturen S. 40, 15) sollen hier nicht zur Sprache kommen. Aber wenn es nach Bemerkungen über die äolischen Dichter und Aristophanes S. 4 heißt: »daß sowohl in den Lehren der alten Grammatiker, wie in der Praxis der Dichter verschiedene metrische Systeme zu verschiedenen Zeiten herrschten«, so kann der Ausdruck gerade in wichtigen Prinzipienfragen irre führen. Solange die griechische Poesie, eng verschwistert mit der Musik, in genialer Schöpfungstätigkeit jene Formen ausbildete, aus denen die Hellenisten und Römer eine ihrem Geschmack entsprechende Auswahl trafen, gab es überhaupt kein 'metrisches System', sondern nur eine metrische Kunst der verschiedenen Gattungen und Stilarten, von der einfachen Technik des Epos und des ionisch-äolischen Liedes bis zu der reichen, von allen Seiten Anregungen empfangenden Formenwelt des attischen Dramas. So ist es sachlich nicht berechtigt, diesen nur in seiner lebendigen Entwicklung verständlichen Stoff nach dem Vorgang hellenistischer Techniker 'systematisch' darzustellen (und auch nicht didaktisch empfehlenswert, wie mich das entgegengesetzte historische Verfahren in zwei Jahrzehnten akademischen Unterrichts gelehrt hat). Erst für den Eklektizismus der Epigonen gewinnt das 'System' seine Bedeutung.

Das metrische Handbuch hat Christ KARL HALM »seinem lieben Lehrer und Freund« gewidmet. Es ging diesem Handbuch zunächst wie den Untersuchungen zu Avien: die genialen Arbeiten von WESTPHAL (und ROSSEBACH) machten ihm scharfe Konkurrenz. Aber in der zweiten Auflage (vgl. auch den Vortrag 'zur Metrik der griech. Lyriker und Dramatiker', München 1869) hat Christ fast einen Neubau errichtet, ohne freilich den Plan und das Fundament zu ändern. Er, wie ROSSEBACH-WESTPHAL und alle andern Handbuchverfasser blieben bei der leblosen systematischen Form (vgl. auch das Litt. Zentralbl. 1890, 45 Sp. 1573). Für die Einzelarbeit in geschichtlichem Sinn wurde bedeutsam Wilamowitzens 'Isyll' und trotz aller methodischen Bedenken das bekannte Buch von USENER, gegen das sich Christ ziemlich ablehnend verhielt. Fruchtbare neue Gesichtspunkte danken wir besonders H. WEIL, F. BLASS, O. SCHROEDER, Th. ZIELINSKI — und den Inschriften und Papyrusfunden. So herrschte gerade auf diesem Gebiete in den letzten Jahrzehnten die Revolution — manche meinen die Anarchie. Christ hat seine Hauptpositionen mit jugendlicher Energie zu verteidigen gesucht in den 'Grundfragen der metrischen Metrik der Griechen' (Abh. 1902). Aber zu einer neuen

(dritten) Bearbeitung seiner Metrik auf der alten Basis konnte er sich nicht entschließen. Aus dem Handexemplar der 'Grundfragen' ist ersichtlich, daß er den von ihm bekämpften Gelehrten schließlich doch im einzelnen noch weiter entgegengekommen ist, als seine veröffentlichten Aufsätze erkennen lassen. So hat er S. 221 die Rhythmisierung LEOS (— ∞ — ∞ —) an den Rand geschrieben, und S. 284 steht zu lesen »Auch die Messung des Choriambes — ∞ — vermeide ich durch die andere — ∞ —.« Die gehaltreiche Rezension von SPIRO (Berl. phil. Wochenschr. 1903, 25, 791), die dem Handexemplar, mit einigen σημεία versehen, beilag, scheint Eindruck auf ihn gemacht zu haben. — Seltsam klingen die einleitenden Sätze der 'Grundfragen', die sich einesteils gegen die metrische Statistik wenden (zu deren Führern der von Christ so außerordentlich geschätzte W. MEYER aus Speier gehört), andernteils gegen die Verwertung singulärer inschriftlicher Versbildungen (wie sie vor allem H. USENER versucht hatte). Persönlich möchte ich bemerken, daß Christ mich (Grundfr. S. 216 u. ö.) für die metrischen Diagramme der Anthologia lyrica irrtümlich mit verantwortlich macht; ich habe in der Vorrede ausdrücklich erklärt, daß ich hier HOLLERS Schemata beibehalte, ohne sie zu vertreten. Bei den Erörterungen über das Alter der Kolometrie (Grundfr. S. 290 f.) hat Christ den Euripidespapyrus nicht in Rechnung gestellt (Philol. LII 175), der längst für WILAMOWITZ und BLASS entschieden hatte; im Philologus wurde das (S. 182) ausdrücklich hervorgehoben.

Die Kunst des Plautus stellt sich Christ wohl zu papiern vor. So läßt er die anapästischen Octonare daraus hervorgehn, »daß der lateinische Dichter in den anapästischen Systemen seiner griechischen Originale öfters zwei Dimeter in eine Zeile zusammengeschrieben fand« ('Metr. Bem. zu Plautus', 1871, S. 42). Solche Anschauungen widersprechen der lebendig-kühnen Umschöpfung der griechischen Vorlage, die sich nicht minder auf den Rhythmus erstreckt wie auf Sprache und Inhalt. Die musikalischen *modi* waren ja auch neu. Inzwischen hat GRENFELLS *Erotic fragment* gezeigt, wo die Rhythmik der plautinischen *Cantica* ihre Wurzeln hat (Litteraturnachweise im Herondas 4. Aufl. S. 120), und F. LEO hat die Folgerungen im einzelnen gezogen.

Wie umfangreiche handschriftliche Notizen und Entwürfe beweisen, hat Christ den Plan, eine 'Geschichte der Metrik' zu schreiben, lange im Auge behalten; ausgeführt hat er ihn leider nicht, und 1902 notiert er selbst auf dem Umschlag »durchgesehen, meist wertlos«. Ich habe aus den Blättern u. a. entnommen, daß Christ von meiner rhythmischen Auffassung des Hinkjambus (zuletzt Philol. LIII 216 ff.) nichts wissen wollte.

Daß Christ nicht eigentlich musiktheoretisch gebildet war, bestätigte sich mir im Gespräch; aber er arbeitete doch, wie mancher Philologe (z. B. J. H. SCHMIDT und LEHRS), mit einer stattlichen Reihe von musikalisch-rhythmischen

Postulaten und Axiomen. Freilich pflegt man diese Dinge dann für einfacher anzusehn, als sie sind, und fällt manch sicheres Urteil, wo ein *ἐπέχειν* geboten ist. Über den Wert der antiken Rhythmenlehre, z. B. der Lehre von Amphibrachys und Antispast (Christ, Beiträge zur Metrik 1 f. u. ö., Metrik § 85 S. 64), dachte nicht nur FR. RITSCHL günstiger als Christ (s. z. B. dessen vortreffliche Ausführungen über 'die Anwendung unserer Taktgesetze' in W. BRAMBACHS Rhythmischen Untersuchungen p. X = Opusc. V 594), sondern auch HANS VON BÜLOW, der größte praktische Rhythmiker unsrer Zeit — das weiß Jeder, der Bülows Kommentar zu Beethovens Klavierwerken kennt. Über das fälschlich bezweifelte Alter des Terminus Antispast s. HENSE, Rh. M. LVI 106 ff.

Was ich mir S. 15 über Praxis und Theorie zu sagen erlaube, ist freilich eine Binsenwahrheit, aber auch sie mußte in Griechenland erarbeitet werden, und es sei daran erinnert, daß die Zopfzeit mit ihrer Unterschätzung der *φύσις* das Niveau der Antike noch nicht wieder erreicht hatte, obgleich sie sowohl Aristoteles wie Cicero (Or. 183) kannte.

Zu S. 16 ff. Ich möchte nicht mißverstanden werden. Wenn ich Horaz den Odendichter und Virgil (von den kecken Improvisationen des Katalepton-Buches abgesehen) als akademische Eklektiker bezeichne, so will ich ihnen damit keineswegs Eigenart und künstlerischen Wert absprechen. Auch die malerischen Eklektiker in den Galerien von Rom und Bologna hatten mit den übernommenen Ausdrucksmitteln Eignes zu sagen. Meine alten Leipziger und Tübinger Schüler werden sich erinnern, wie ich ihnen neben und im Gegensatz zu Homer die virtuose Kunst Virgils näherzubringen suchte; der beziehungs-volle, wie in tausend Facetten blitzende Stil dieser Poeten ist etwas Neues, mag er auch von den Hellenisten vorgebildet sein. Noch ein gutes Stück selbständiger sind die Elegiker. Jetzt ist das alles trefflich dargelegt in den bekannten Büchern und akademischen Reden von F. LEO und R. HEINZE, denen ich in allen wesentlichen Stücken beipflichte. STEPLINGERS bayrischer Horaz und ähnliche Übertragungen letzten Grades (die STEPLINGER in seinem schwer gelehrten 'Fortleben der Horazischen Lyrik', 1906, verzeichnet) wirken in vielen Fällen wie scharfe chemische Reagentien: der lebendige 'Dauerkern' der Dichtungen tritt erst recht hervor, und der ist auch in der Horazischen Lyrik viel stärker, als die 'Modernen' — diesmal trotz NIETZSCHE — anzunehmen pflegen. Wer etwa Goethes Hermann und Dorothea in einer französischen oder englischen Übersetzung liest, kann ähnliche Beobachtungen machen. In den Verhandlungen unsrer Gymnasiallehrer wurde das Griechische wegen seiner überragenden geschichtlichen und ästhetischen Bedeutung mit gutem Grunde aufs Schild gehoben, aber die so lange überschätzten Römer kamen jetzt doch wohl gar zu kurz.

Zu S. 18. Immerhin lag die Sache bei der Übernahme der althellenischen Formen für die Römer doch etwas anders wie bei uns. Rein akzentuierend ist ihre autochthone Poesie gewiß nicht gewesen; der Übergang zu einem völlig entgegengesetzten System hätte sich — im dritten Jahrhundert v. Chr., also in einer Zeit mit aufdämmerndem literarischen Bewußtsein — nicht so radikal und widerspruchlos, man könnte sagen, lautlos vollziehen können. Der Zustand der Sprache, der die metrische Form naturgemäß in erster Linie bestimmen wird, war eben bei den Römern doch noch annähernd der gleiche wie bei den Griechen; beweisend ist allein die unbestrittene Tatsache, daß der Sitz des Hochtons durch die Belastungsverhältnisse der Silben (die 'Quantität') bedingt wird. Dazu kommt, daß die klassische Redekunst der Römer mit der gleichen Selbstverständlichkeit die metrisch-rhythmischen Prinzipien der Griechen aufgenommen und mit sicherem Instinkt frei weitergebildet hat. ZIELINSKIS bahnbrechende Untersuchungen über den oratorischen Rhythmus der Römer bestätigten mir in willkommenster Weise die Voraussetzungen, unter denen ich diese Fragen in den Vorlesungen über Metrik zu behandeln pflege.

VI.

Zu S. 19 f. In den Kreis der mittelalterlichen Studien gehören auch die gegen ASCHBACH gerichteten Aufsätze über Hroswitha, Allgemeine Zeitung 1867, 266. 1868, 261. Später hat Christ wohl einmal dem Gefühl des Zauberlehrlings Ausdruck gegeben (z. B. in den Horatiana, Sitzungsber. 1893, I, 57 f., wo Goethe [Hempel III 277] freilich für eine Interpolation von K. LEHR'S [Hor. S. X] verantwortlich gemacht wird). Da in den Geisteswissenschaften (im Gegensatz zu den Naturwissenschaften) die normative Einschätzung notwendig ist und auch von den angeblich rein historisch arbeitenden instinktiv durchweg geübt wird, wird man jenen Bemerkungen Christs eine gewisse Berechtigung nicht abstreiten können. Jedenfalls hängt die Kulturbedeutung einer historischen Wissenschaft vom Werte ihres Objekts ab.

Zu S. 20 oben. Gemeint ist die Arbeit über die Metrik der Byzantiner von Dr. PAUL MAAS, s. Sitzungsber. 1907, I, S. 141.

Zu S. 20 f. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß Christs Arbeiten über griechische Musik bei aller Erudition wirklich lebendige und keimkräftige Ergebnisse nur in sehr bescheidenem Umfange erzielt haben. In der Hauptsache liegt das am Stoffe. Über den Wert der antiken Musikreste dürfen wir uns nicht täuschen. Die angebliche Wirkung bei den Aufführungen in Athen, Paris, Mannheim ist im Wesentlichen auf die Rechnung der modernen Harmonisierung zu setzen; unmittelbar zu genießen, oder wenigstens zu verstehen, ist nur das harmlose Seikiloslied (Philol. L 163; LII 160; LIII Ergänzungsh.).

Nun muß aber jede über das bloß Physiologische hinausgehende Musiktheorie in einer lebendigen musikalischen Praxis wurzeln; nur an Beispielen kann sie gemessen, durch Beispiele veranschaulicht und weitergegeben werden. Das ist bis jetzt auf dem antiken Gebiete nur in ganz vereinzelt Fällen möglich. Immerhin ist aus den antiken Musikresten mehr herauszuholen, als z. B. RIE-MANN im ersten Band seiner Musikgeschichte getan hat. Auch die rein philologische Arbeit steht noch in den Anfängen. Die Harmonik des Ptolemaeus mit ihren Kommentaren ist bislang nahezu verschüttet, und wie viel für die Quellenforschung zu tun ist, das kann z. B. die nützliche Dissertation von G. SEYDEL ('Symbolae ad doct. harm. historiam', Leipzig 1907) zeigen. Hier ist ein Forschungsgebiet, das durch organisierte Arbeit erschlossen werden sollte.

VII.

Zu S. 21 f. »In die öffentliche Arena des politischen und kirchlichen Kampfes liebte er zwar nicht zu treten, aber aus seinen freisinnigen Gesinnungen machte er kein Hehl, und als im Jahr 1870 das Vatikanische Konzil den alten Glauben und die tausendjährige Überlieferung zu vergewaltigen suchte, nahm er (eingedenk des Solonschen Spruches, daß . . . jeder Bürger Partei nehmen müsse) entschieden Stellung gegen die hierarchischen Gelüste und die Oktroyierung neuer absolutistischer Dogmen. Als er . . . von einem schweren Herzleiden befallen wurde und in völlig klarem Bewußtsein das Ende seiner Tage herannahen sah, so traf er unter andern Verfügungen auch die, daß er von einem altkatholischen Geistlichen zu Grabe geleitet würde«. So Christ in der Beilage zur Allg. Zeitung 1882, 306 über HALM; es gilt *mutatis mutandis* von ihm selber.

Zu S. 22. Der anregenden Gesellschaftsabende der Zwanglosen denkt Christ gelegentlich in seinen Publikationen (Sitzungsber. 1894, 13. Jan., S. 21). — In Aufzeichnungen und Briefen Christs ist davon die Rede, daß man »nach RITSCHLS Tode in Leipzig auch an ihn gedacht habe«. Mir war das sehr überraschend. Verhandlungen wurden damals zunächst mit dem *unico loco* vorgeschlagenen Bonner Nachfolger und Schüler Ritschls, FRANZ BÜCHELER, geführt; dann wurde bekanntlich O. RIBBECK berufen. Wie mir durch freundliche Vermittlung aus den Leipziger Fakultätsakten bestätigt wird, stand daneben KIESSLING an zweiter Stelle; aber Christ war in der Tat auch noch genannt (auf Veranlassung von CURTIUS), und seine ältern Arbeiten zur lateinischen Philologie gaben für diesen auf den ersten Blick befremdenden Vorschlag eine gewisse Begründung (mehr noch als die 1871 erschienenen Metrischen Bemerkungen zu den Cantica des Plautus, in denen aber der gegen RITSCHL gerichtete Eingang CURTIUS einleuchten mochte). Aber bei der Arbeitsteilung in Leipzig wäre Christ nicht am rechten Platz gewesen, würde einem etwaigen Rufe wohl auch schwerlich

gefolgt sein. Anfragen an Christ kamen außerdem bei Verschiebungen im Lehrkörper aus Marburg, Freiburg i. B., Wien.

Zu S. 22 f. An die wissenschaftliche Arbeit der zweiten ('Spezial'-)Prüfung wurden nach Christs Vorschlägen höhere Anforderungen gestellt, als das sonst üblich ist; für den Universitätsunterricht war das Hinausschieben dieser Arbeit in die Jahre der Praxis freilich nicht ohne Bedenken. Als ein Hauptverdienst von Christ darf es gelten, daß er, angeregt von seinem Freunde H. BRUNN, der Archäologie eine selbständige Stellung in der Prüfungsordnung verschaffte; die Konsequenz wäre eine entsprechende Bewertung der neueren Kunstgeschichte. Da diese Fächer eine bestimmte sinnliche Begabung voraussetzen, ist damit der rein litterarisch-intellektualistische Charakter des Prüfungsorganismus gesprengt und der jetzt mit Recht immer ungestümer geforderten Pflege der Anschauung (und der Sinne) ein Platz gesichert, nicht zum Schaden der bayrischen Gymnasien.

Über seine orthographischen Parerga legt CHRIST der Öffentlichkeit Rechenschaft ab in einem Artikel über »Die deutsche Rechtschreibung und das bayerische Regelbuch«, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1879, 362. Ich entnehme daraus u. A., daß Christ damals die »genauen Messungen der Physiologen« (also wohl BRÜCKES 'Physiologie der Sprachlaute' usw.) gekannt hat. Das bayrische Regelbuch (München, R. Oldenbourg 1879) geht aus von der Vorlage R. v. RAUMERS und sucht in zweifelhaften Fällen möglichst mit dem Berliner Regelbuch in Einklang zu bleiben. Weiterhin waren einige Dutzende von Gutachten zu berücksichtigen, in denen die Mittelschullehrer (diese auch durch das Wörterbüchlein von Ansbach) wie die Hochschullehrer (STEINMEYER u. A.) zu Worte kamen. Es handelt sich also nicht um eine Arbeit aus dem Ganzen, sondern um einen Kompromiß. Christ war der Redaktor, der vielfach mit einem gewissen *sacrificio dell' intelletto* die endgiltige Formulierung übernahm und geschickt durchführte; bei einzelnen strittigen Punkten (z. B. bei dem Dehnungs-E in den Wörtern auf -iren) macht Christ gerade in dem Artikel der Allgemeinen Zeitung seine Vorbehalte. Interessant war mir die Betonung der mundartlichen Färbung der Gemeinsprache. Konsequenzen hat Christ daraus nicht zu ziehn gewagt, aber gefühlt hat er sehr wohl, daß das Papier und der Paragraph das Leben beeinträchtigen kann. Hoffen wir, daß wenigstens die Technik unsrer Poeten naiv genug bleibt, um etwas von diesem Leben festzuhalten — trotz unsrer gewissermaßen ein ideales Theaterdeutsch darstellenden Einheitsorthographie.

Für Christs Ansichten und Bestrebungen auf dem Gebiet des Schulwesens ist bedeutsam ein Artikel in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1867, 166, 2714. Christ sucht hier einesteils auf die Bildung einer besondern Schulaufsichtsbehörde hinarbeiten, andererseits erörtert er die Frage nach der Bedeutung des Klassen- und Fachlehrersystems mit einer Vorurteilslosigkeit und

Schärfe, daß ich, gerade heute, gern die Gelegenheit benutze, diese Äußerungen aus ihrem Winkel hervorzuholen. »Der gleiche freimütige Geist weht in dem wichtigen Regulativ vom 10. April dieses Jahres, welches den Lehrerkollegien die Freiheit einräumt, den Unterricht in der Geschichte, der deutschen und in einzelnen Zweigen der klassischen Sprachen mehrere Klassen hindurch einem hierfür besonders befähigten Lehrer zu übertragen. Es ist hiermit offenbar der Übergang von dem bisher mit Engherzigkeit festgehaltenen Klassenlehrersystem zur freieren Verwendung der Lehrkräfte nach den verschiedenen Fächern angebahnt. . . . Aber gerade jenes Stehenbleiben auf halbem Weg hat den großen Fehler, daß dabei ein Gebäude errichtet wird, zu dem man versäumte, zuvor ein solides Fundament zu legen Noch mehr tritt jene principielle Unsicherheit in einer jüngsten Verordnung zu Tage, welche die versuchsweise Einführung des naturwissenschaftlichen Unterrichts an den Lateinschulen gestaltet. . . . Ich hebe nur hervor, daß jeder derartige Versuch schlecht ausfallen muß, wenn nicht zuerst die Lehrer selbst sich die nötigen Kenntnisse angeeignet haben [Christ kannte die Mißstände aus seiner Jugendzeit in Nassau]; und daß dies gerade in den Naturwissenschaften nicht so nebenbei geschehen kann, das weiß jeder, der den Umfang und die Schwierigkeit dieser Disziplinen kennt. Es wurde wohl diese ganze Entschließung durch die diesjährigen Verhandlungen des bayrischen Gymnasiallehrervereins hervorgerufen; aber wenn auch jeder Lehrer die betäubende Bemerkung machen kann, daß unsrer studierenden Jugend immer mehr das offene Auge für die Beobachtung der nächsten Gegenstände der Natur abgeht, so werden doch über die Mittel zur Abhülfe nur die eigentlichen Kenner der Naturwissenschaften eine Stimme haben. Es war daher für jeden unbefangenen Beobachter eine befremdende Erscheinung, daß die Gymnasiallehrer über derartige Dinge verhandeln konnten, ohne Männer vom Fach zur Besprechung heranzuziehen. . . .« — Ein vielbesprochener Artikel über 'die Religionsprüfung an den Mittelschulen' aus den Münchner Neuesten Nachrichten 1901, 354 (2. August) fand sich in einem Zeitungskonvolut, das Aufsätze von Christ enthielt; er kann aber nicht von ihm herrühren, da er von protestantischem Standpunkt aus geschrieben ist; die Forderung einer Rückkehr zum mündlichen Verfahren in der Prüfung und manches Andre mag Christ interessiert haben. Über den Obersten Schulrat handelt ein (mit Ch. chiffrierter) Artikel der Allgemeinen Zeitung 1872, 343; Christ sucht die in der 'Wochenschrift der Fortschrittspartei' ausgesprochenen Bedenken zu zerstreuen, meint aber auch, daß sich die neue Einrichtung »später vielleicht mit etwas Besserem ersetzen läßt«. Dies Bessere scheint jetzt ja im Anzuge zu sein. Eine Bemerkung über die »Monstra von Gymnasien in München, die auch der tüchtigste Rektor nicht übersehen kann und in deren Leitung sich auch

die kräftigste Natur aufreiben muß« (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1882, Nr. 305), hätte auch heute geschrieben werden können.

Zu S. 23 u. Der *cursus honorum* Christs, soweit er nicht in seiner Tätigkeit zum Ausdruck kommt, ist folgender: 1869 Korrespondierendes Mitglied des Archäologischen Instituts; 1872 Orden des heil. Michael; 1876 Kronenorden (mit persönlichem Adel); 1891 Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst; 1893 Ernennung zum Geheimrat; 1894 Aufnahme in das Kapitel des Maximiliansordens; 1893 K. Preuß. Kronenorden 2. Klasse; 1893 Ordentliches Mitglied des K. D. Archäologischen Instituts; 1900 Michaelsorden II. Klasse; 1902 Komtur des Kronenordens. Die Darstellung konnte sich auf diese Dinge, die auch ihre Geschichte haben, im einzelnen nicht einlassen.

Als Klassensekretär hat Christ eine Reihe von Nekrologen verfaßt; am eingehendsten sind die auf M. CARRIÈRE (Sitzungsber. 1895 II 184 ff.) und GEORG EBERS (1899 I), die zeigen, daß er auch modernen philosophischen und künstlerischen Bestrebungen verständnisvoll gegenüberstand.

Zu S. 24. Die Rede Christs zur Eröffnung der 41. Deutschen Philologenversammlung, in der die Persönlichkeit des Sprechers mehr als in manchen ähnlichen Vorträgen hervortritt, ist abgedruckt in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1891, 139, Beil. 118. Die Bestimmung des Begriffs der Philologie (»Wiedererkennung« usw.) lehnt sich an die bekannte, aber zu enge und vor allem nicht präzise Formulierung seines Lehrers BÖCKH an. Daß »eine vierhundertjährige Beschäftigung mit dem gleichen Stoff bereits das Beste herausgearbeitet hat«, wird man nicht zuzugestehn brauchen — da es auf unserem Gebiet weder eine abschließende Sprachgeschichte, noch eine Geschichte der poetischen Formen, noch eine Religionsgeschichte, noch (von Ansätzen bei O. MÜLLER und in den 'Altertümern' abgesehen) eine rechte 'Volkskunde' gibt, die vielleicht einmal als ein Hauptstein im Fundament gerade der klassischen Philologie gelten wird. Ich darf bei der Gelegenheit an den schönen Vortrag erinnern, den uns Christs Freund, H. USENER, auf der Wiener Philologenversammlung (1893) hielt und der jetzt bequem zugänglich ist in seinen Vorträgen und Aufsätzen S. 105 ff.; der Eingang machte und macht auf mich den Eindruck, als ob er gegen die zwei Jahr vorher gehaltne Rede Christs stillschweigend, aber mit bewußter Absicht, polemisiere.

Der Zeitungssturm gegen Christ fiel zusammen mit den Angriffen auf VOLKELT, die mir aus dem Briefwechsel ROHDES bekannt waren (s. m. Biogr. Rohdes S. 190). Christ hat die meisten 'Preßstimmen' selbst gesammelt; die Lektüre ist zwar nicht erquicklich, aber recht lehrreich. S. oben S. 41 f. Am besten orientiert ein beachtenswerter Artikel der Allgemeinen Zeitung,

München, d. 20. Januar 1892 ('Rektor Dr. Christ'); er ist offenbar unabhängig von Christ geschrieben, bestätigt aber (in der zweiten Hälfte) die Darstellung, die Christ selbst gegeben hat: „Jene rückläufige Bewegung datiert nicht von heute; der Hauptbruch mit der Vergangenheit geschah schon vor zwei Jahren, noch unter dem Ministerium Lutz. . . . Heute wird nicht bloß in der Religion beim Absolutorium wieder geprüft, ohne daß der Staat eine Einwirkung auf die Art des Religionsunterrichtes und die Stellung der Fragen hat; es dient auch die Note aus der Religion dazu, um schlechte Leistungen aus anderen Unterrichtsgegenständen zu kompensieren“ usw. — Zur Beurteilung der Sachlage ist auch der schon 1890 (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 362, 31. Dez.) erschienene Artikel »Grundlinien für eine Reform der Gymnasien Bayerns« von Bedeutung; Christ tritt da nicht nur energisch für Naturwissenschaften und Mathematik ein (wie schon 1881 auf der XII. Generalversammlung der bayer. Gymnasiallehrer, s. Verh. S. 64), sondern er befürwortet auch eine Beschränkung des grammatischen Unterrichts in den alten Sprachen zu Gunsten lebendiger Lektüre und meint sogar »die stilistischen Kunststücke, um einen deutsch gedachten Text in gutes Latein zu übersetzen« sowie die Übersetzungen ins Griechische in den obersten Klassen entbehren zu können; auch das Betreiben des Englischen am Gymnasium hat er empfohlen (Verh. der XII. Gen.-Vers. S. 63). Er drang mit diesen Ansichten nicht durch. Der Schulordnung von 1891 hat er vor ihrem Abschluß ein gleich langes Leben gewünscht, wie ihrer Vorgängerin, die etwa 16 Jahre bestand. Damit kommen wir auf das Jahr 1907, in dem sich in der Tat Reformwünsche, gerade in der von Christ gewiesenen Richtung, im bayrischen Gymnasiallehrerverein zu regen beginnen.

VIII.

Zu S. 25 f. Den Haupt- und Schlußakt seiner griechischen Reise schildert Christ in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1875, 1967 recht anschaulich. Auch er suchte 'das alte Griechenland im Neuen'. Sein Standpunkt in der 'epischen Geographie' wird hier vielfach schärfer fixiert als in dem Akademieaufsatze: »Da obendrein der Dichter, als sei es ihm erlaubt, Berge und Flüsse zu versetzen, aus jenen Brunnen die Quellen des Skamanders entspringen und diesen selbst, nach Art eines Riesenkindes, gleich als tiefwirbelnden Strom aus seinen Quellen hervorgehn läßt, so spielen dieser gigantischen Phantasie des Dichters gegenüber unsere Philologen eine geradezu komische Rolle, wenn sie mit der Diogeneslaterne jedes Brunnchen der Landschaft aufsuchen und von ihr die Lage der Priamos-Veste abhängig machen.« (Ich habe, eben nach München übergesiedelt, Christ im Festsaal des Wilhelmsgymnasiums zu einem Vortrag über die Ithaka-Leukas-Frage das Wort nehmen hören: er sprach da,

im Gegensatz zum Vortragenden und zur herrschenden Stimmung, im gleichen Sinne und goß damit freilich ein tüchtiges Maß Wasser in den Wein, der uns kredenzt wurde.) Gegen HAUG, BURSIA, O. KELLER vertritt er die Ansicht SCHLIEMANNs, daß es sich um eine Stadtburg handle, nicht um einen Tempelsitz. 'Aktuell' sind die skeptischen Bemerkungen über die Leichtfertigkeit, mit der man im Altertum alte Grabhügel benannt habe (S. 3103).

Zu S. 26. Vorbereitet wurde die Reaktion gegen LACHMANN vor allem durch die wertvolle Jugendschrift L. FRIEDLÄNDERS 'Die homerische Kritik von Wolf bis Grote', der auch Christ viel verdankt. Über die Stimmung der siebenziger Jahre s. m. 'E. Rohde' S. 46. Eine zentrale Stellung in Christs Homerarbeiten nimmt die Abhandlung »Homer oder Homeriden« ein (Abh. d. B. A. 1884), deren vorbereitende Abschnitte freilich gleich durch den einschneidenden Artikel von E. HILLER über 'Homer als Kollektivnamen' (Rhein. Mus. XLII, 34) überholt wurden; die kurze Geschichte der Homerstudien ist noch heute lesenswert. Aus früherer Zeit ist besonders die Arbeit über »die sachlichen Widersprüche der Ilias« (Sitzungsber. 1881) zu nennen, wo von ihm zum erstenmal topographische Probleme energischer angegriffen werden (S. 130); ferner »Die Interpolationen bei Homer« (1879) und »Die Wiederholung gleicher Verse« (1880).

Zu S. 27. Christs letztes, nicht zu Ende geführtes Kolleg galt den Bühnenfragen. Nach den Aufzeichnungen von H. OSTERN ließ er, auf Grund der bekannten Beweismittel, das attische Drama im fünften Jahrhundert in der Hauptsache unten spielen (mit HOEPKEN und DÖRPFELD). »Gegen Ende des fünften Jahrhunderts gab es viele Stücke, die, wie Aristophanes Frieden, teils oben, teils unten gespielt wurden. Als dann der Chor wegfiel, wurde das *θεολογεῖον* zum *λογεῖον*«. Damit schließen die Aufzeichnungen meines Gewährsmannes. Es scheint im wesentlichen der Standpunkt festgehalten, den Christ 1894 in dem Aufsatz über »das Theater der Polyklet in Epidauros« einnimmt (Sitzungsberichte 1894, I, S. 52). Die Christ gewidmete Preisarbeit von ERNST BODENSTEINER 'Szenische Fragen' sowie die Dissertation von K. WEISSMANN sind durch eine von Christ gestellte Preisaufgabe veranlaßt. Vgl. aber W. DÖRPFELD, Berl. phil. Wochenschr. 1895, 3, 66 ff. Durchgearbeitet wurden die Bühnenfragen zuletzt im Zusammenhang mit der Interpretation von Aristophanes Frieden, wobei Christ besonders das Buch von P. MAZON, Essai sur la composition des comédies d'Aristophane (Paris 1904) heranzog.

IX.

Zu S. 28 ff. Bei Pindar wurde die Grundlage der *recensio* bekanntlich von O. SCHROEDER geschaffen. — Die im folgenden ausgeführten Gesichtspunkte sind schon im Litt. Centralblatt 1889, 29, 984 f. angedeutet; s. die Gegenbemerkung CHRISTS

im Vorwort der 2. Auflage. Aber nicht nur an der Anlage im Ganzen, auch an manchen, wie mir scheint, mit Recht beanstandeten Einzelheiten hat CHRIST mit einer für ihn charakteristischen Zähigkeit festgehalten. So figuriert unter den Kombinationen, die den indogermanischen Urbesitz erschließen sollen, noch in der neuesten Auflage (S. 11) die Gleichung der Chariten mit den *haritas*, den indischen Sonnenrossen; auch die a. a. O. gegebenen Nachträge sind nicht ausgenutzt. Nicht verständlich ist es mir z. B., weshalb Christ meine Untersuchungen über den Nomos nicht verwertet hat, obgleich mein Hauptergebnis durch den Timotheos-Papyrus (oben S. 28) bestätigt wurde; Westphal ist jetzt wirklich antiquiert. Daß § 50. 51 (S. 78 f.) in der neuen Auflage so wenig umgestaltet sind, erklärt sich wohl aus § 51, Anm. 1 (wo über den Philologusaufsatz jedenfalls ungenau berichtet wird). — Ein Faszikel handschriftlicher Blätter »Griechische Litteraturgeschichte« scheint auch mancherlei selbständige Beobachtungen und Vermutungen zu bringen, die zum Teil nicht veröffentlicht sein mögen, aber zu unfertig sind, um die Mitteilung zu lohnen.

Zu S. 31 f. Das Eindringen volksmäßiger Sprache in die Dichtung ist freilich auch in jener seltsamen Kleinkunst zu beobachten, die wir erst aus den Papyrusfragmenten späthellenistischer Libretti kennen gelernt haben (s. meinen Herondas⁴ S. 101 ff.). Aber das sind die ephemeren Erzeugnisse des Provinzbrettels, die nie litteraturfähig wurden. — Das ganze spätere Altertum leidet an der Unfähigkeit, auf neue wissenschaftliche und künstlerische Ziele selbständig hinarbeiten. Es ist im Grunde ein ethischer Mangel, der, wenn nicht hervorgerufen, so doch ins Ungemessene gesteigert wurde vor allem durch die Romanisierung (und Orientalisierung) des Hellenentums, äußerlich ausgeprägt in einer ans Pharaonenreich erinnernden Bürokratisierung der ganzen Existenz. Schon ehe das Christentum die Herrschaft antrat, war unter diesem Druck die lebensvolle Sonderart der Antike vernichtet (das nützliche Buch von L. HAHN, 'Rom und Romanisierung im griechisch-römischen Osten', das mir eben zugeht, gibt auch hiefür Einzelmaterial). Es sind geschichtliche Vorgänge, die gerade für den akademischen Lehrer und Gelehrten höchst 'nachdenklich' sind.

X.

Zu S. 34 f. Zur Veröffentlichung eignet sich von diesen handschriftlichen Entwürfen leider nichts, es ist alles in einem formell völlig unfertigen Zustande, oft kann nicht einmal der Gedankengang erraten werden. Am interessantesten waren mir einige Blattlagen über »Moderne Aehnlichkeiten mit alter Religion« und »Christliche Anschauungen aus dem Heidentum«; hier geht CHRIST auf ähnlichen Wegen wie H. USENER. Einige Proben: »Arche Noah; Taube hinaus-

gelassen, um zu sehn ob es trocken geworden Plut. Mor. 968 F.« [s. H. USENER, 'Sintflutsagen']. »Wallfahren, wenn Zwist zwischen Eheleuten bestund, zum Heiligtum des Eros Plutarch Mor. p. 749^b«, »Wittwe wird Priesterin (nimmt Schleier) Plut. Mor. 768^c.« »Gedächtnismesse *anniversarium* für Abgeschiedene; vgl. alljährliche Opfer am Todestag des Sophokles vit. Sophocl. 2. 87«. — Relativ abgeschlossen ist ein Heft „Grundlinien zur richtigen Erkenntnis der griechischen Mythologie“, das aber aus ganz früher Zeit stammen muß. Der Entwurf »Mythologie und Religion der Graeco-Italiker« trägt das bezeichnende Motto: »Die Grundlage der Mythen ist auf sprachlichem Gebiet zu suchen«. KUHN, Entwicklungsstufen der Mythenbildung.« Der streitbare Anfang lautet: »Die großen Entdeckungen von KUHN, MAX MÜLLER, POTT, BENFEY werden heutzutage ignoriert, oder bezweifelt selbst von Sprachforschern, die mehr Heil von Slaven, Albanesen und Armeniern als vom Sanskrit . . . erhoffen. Aber die Fundamente, auf die das andere sich aufbaut, müssen in den arischen Grundanschauungen gesucht werden. Prometheus muß der Feuer- und Lichtbringer sein, nachdem uns AD. KUHN sein Wesen erschlossen hat«. Die Erinnyen sind nach Christ immer noch die 'Windgöttinnen' — weder die treffende Kritik H. D. MÜLLERS (Mythol. d. gr. Stämme II) noch mein Artikel über die Keren (Roschers Lex. II 1163) oder die einschlägigen Abschnitte in Rohdes Psyche haben ihn irre gemacht; da die »beflügelten Gottheiten meist aus Mesopotamien« herkommen sollen, wird in den Erinnyen gar ein »Anklang an assyrische Gottheit« vermutet. Der Schluß lautet: »Schwierigkeiten bleiben bezüglich der aus der Fremde getrennt von Italikern und Griechen genommenen Götter; insbesondere Heil von der Deutung des Etruskischen zu erwarten. Ob Unterwelts- und Unsterblichkeitsglaube von Ägypten genommen, worauf Westen Ort der Seelen nach dem Tod, Charon und See . . . Aber schon aus alter Wurzel Glaube an höhere Wesen, Sterne, Feuer; sodann Grundlage sozialer Ordnung und Verträge«.

XI.

Zu S. 36. Zur *majestas* der Wissenschaft hat sich Christ mit Stolz bekannt, aber er dachte nicht daran, einen Akademiker »für etwas Höheres zu halten, als die schaffenden Kräfte in Kunst und Litteratur« (s. Sitzungsber. 1895, II, S. 197). Es ist doch eine wesentlich verschiedene Anschauung über das Verhältnis vom Künstler zum Gelehrten, die sich beispielsweise in dem anregenden Büchlein von OTTO SEECK 'Zeitphrasen' (S. 37; 49) ausspricht, oder bei NIETZSCHE in der Zeit der Reaktion (s. m. Rohdebiographie S. 98).

Zu S. 37 f. Charakteristisch ist das Bekenntnis in den 'Philologischen Studien zu Clemens Alexandrinus', Abh. XXI, 1900, III, S. 458: »Die dicken

Bände des Clemens durchzulesen und Einzelnes dann nochmals wieder und wieder zu lesen, kostete mich (was soll ich es leugnen?) Ueberwindung. Ich bekenne mich zwar auch im Allgemeinen zu dem Grundsatz philologischer Wissenschaft, daß es Sache des Forschers sei, alles was in einer Sprache geschrieben ist, der Untersuchung für wert zu halten. Aber ich fühle mich daneben doch zu sehr als Mensch, als daß ich mich durch einen solchen abstrakten Satz leiten ließe und in einseitiger Verfolgung wissenschaftlicher Grundsätze das Schöne und das Oede in der Litteratur mit gleicher Liebe in die Arme schlosse. Ich erwärme mich nun einmal nur an der Lektüre derjenigen Schriftsteller, die entweder durch die Tiefe ihrer Gedanken mich geistig zu erheben oder durch die Schönheit ihrer Darstellung mich ästhetisch zu erfreuen vermögen. Dahin gehören für mich die Kirchenväter nicht, und auch nicht Clemens von Alexandrien.« — Es läßt sich nicht leugnen, daß Christ in solchen Fällen der Geschichte nicht immer gibt, was der Geschichte ist. Das gilt in vielen Punkten von seiner Polemik in den 'Philol. Stud. zu Cl.' S. 466 ff., zumal die Anklagen zum größten Teil von Klemens auf die Antike zurückfallen. So verargt er Klemens seine Neigung zur allegorischen Interpretation. Aber die »Kirchenväter« haben die »allegorische Deutung« ja durchaus nicht erfunden; sie haben sie von der griechischen Philosophie (besonders der stoischen) übernommen; gerade die von Klemens Strom. V, 14, p. 708 beliebte Gleichsetzung von *Τηδύς* und Erde ist antik (Schol. Hom. II. Σ 201), und in den Homerscholien oder bei Kornutus (auch bei modernen Mythologen, wie W. SCHWARTZ und FORCHHAMMER) findet man noch viel schlimmeren »Blödsinn«, als an jener Klemensstelle. S. neuerdings A. BATE HERSMAN, *Studies in Greek allegorical interpretation*, Univ. of Chicago, 1906, und (gegen S. 12) W. NESTLE, 'Zu Metrodors Mythendeutung', Philol. 1907, H. IV (Daß Tatian eine Version biete, die bei Philodem mißverstanden sei, ist ganz unwahrscheinlich, es wird bei ihm *χάρις εἰκονολογίας* zu lesen sein). — Mit dem Urteil über die Anlage der *στροματεῖς* S. 467 steht es ähnlich. Gellius' *Noctes Atticae* und Athenaeus, die *dies Geniales*, *Saturae* und *Variae Lectiones* der Humanisten oder die Spruchsammlungen und Kollektaneen Lessings und Goethes sind nicht 'besser' geordnet.

Zu S. 37. Die neue Bewegung zu Gunsten der Echtheit der Platonbriefe, die durch EDUARD MEYERS Geschichte des Altertums (V 1902) inauguriert wurde, hat in der Tat ihren Vorläufer in der schönen Untersuchung Christs Platon. Stud. Abh. XVII, 1885, S. 477 ff. S. zuletzt H. RAEDER, Rhein. Mus. LXI (1906) 427 ff., 511 ff.; J. BERTHEAU, De Plat. epist. septima, Diss. Hal. XVII 2, 115 ff. — Eine charakteristische Äußerung RITSCHLS über Platon bei O. RIBBECK, Brief 173 S. 275. Auch die Leipziger 'wissenschaftliche' Philosophie hatte in den siebziger Jahren den Kampf gegen den 'Platonismus'

als einen immer noch recht gefährlichen Feind eröffnet; um so bedeutsamer ist mir der Nebenton von sozusagen unfreiwilliger Verehrung des Menschen und Künstlers in den Ausführungen meines zu früh dahingegangnen Lehrers CARL GÖRING, 'System der kritischen Philosophie' II (1875) S. 35 ff. (vgl. jetzt W. WUNDT, Einleitung in die Philosophie § 12).

Zu S. 37 f. Christ ist, zumal in Bayern, *public character* genug, daß die Frage nach seiner ethischen und politischen Überzeugung Interesse beanspruchen kann. Außer manchen 'Ausläufen' in seinen Fachschriften kommen besonders einige Artikel in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung in Betracht. Obenan steht der schon erwähnte Nachruf auf HALM vom 1. Nov. 1882, No. 305; herausgehoben sei das HALM in den Mund gelegte sehr scharfe Urteil über die bayrischen Lyceen, die als »ungesunde Pflanzstätten eines lichtscheuen Klerikalismus« bezeichnet werden. Freilich stellt Christ, wie der alte Solon, 'einen mächtigen Schild vor beide Parteien', und wendet sich gleich darauf gegen die Ausschreitungen eines »flachen Liberalismus«, während er dem Ministerium THUN, das »den freien Geist deutscher Wissenschaft in Österreich verbreitete«, die lebhafteste Anerkennung zollt. Die Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 2. Nov. 1882, 306, S. 4507 bringt Äußerungen über das Vatikanische Konzil (s. oben S. 21) und bezeichnende Klagen über »unsere Zeit der Leisetreterei und des klugen Gehenslassens«. Höchst persönlich gestimmt ist die Schilderung SPENGELS als Vorkämpfers für die freie Wissenschaft (Augsburger Abendzeitung, Beil. [Sammler] 1877, 37), sowie der Nekrolog auf BURSIAN (Beil. zur Allg. Zeitung 1883, 267), der als ein Kämpfer für freiheitliche Ideen und für die Wiedergeburt des Deutschen Reichs gefeiert wird. Über den »zu früh verstorbenen, um unser ganzes Schulwesen hochverdienten Staatsmann Frhr. v. LUTZ« äußert sich Christ z. B. in der Beilage zur Allg. Zeitung 1890, 362, 3. — Auch in den rein wissenschaftlichen Aufsätzen finden sich gelegentlich recht persönlich gefärbte Einlagen. Eine helle 'Fanfare' erklingt in einer Untersuchung über 'Homer und die Homeriden', Abh. 1884 S. 133, auch in den 'Platon. Studien' Abh. 1885 (XVII) S. 478. In einem mit Chr. chiffrierten Aufsatz über 'Das Orakel von Dodona', Beil. zur Allg. Zeitung 1878, 135 ist von Marpinger Schwindel und Spiritistenhumbug die Rede, und Christ findet die Orakelfrage der Kerkyräer, durch welche Opfer sie unter sich einig werden könnten, überhaupt sonderbar, da sie lieber »bei sich Einkehr hätten halten sollen« — auf dem Boden der geschichtlichen Betrachtung stehn solche Äußerungen nicht mehr.

Sehr bezeichnend für Christs ethisch-religiöse Gesamtstimmung sind einige Bemerkungen in den Studien zu Klemens. Er wünscht sich z. B. (S. 458) an Stelle des »mystischen Ausdruckes δι' ἀγάπην« in die Grundlegung der Ethik Strom. IV, 22, p. 625 lieber »den gemeinverständlichen Kantischen Imperativ

des Pflichtgebotes« oder, wie es in einer Randnote seines Handexemplares heißt »den Zusatz δι' ἀγάπην (ἀγερῆς) nach dem Ausspruch des Horaz *oderunt peccare boni virtutis amore*.« Aber gerade an jener Klemensstelle ist die christliche Moral mit antiken, insbesondere platonischen Elementen durchsetzt; die ἀγάπη ist eben die ἀγάπη τοῦ καλοῦ und τοῦ ἀγαθοῦ, die mit dem ἀγαπᾶν τὸν θεόν zusammenfällt — so steht eigentlich im Text, was Christ aus seinem Horaz einsetzen möchte. Im übrigen meine ich, auch der aufrichtigste Bewunderer der Antike (in deren Bannkreis auch Kants Ethik samt ihrer Generalformel gehört, s. Demokrates-Demokritos fr. 7 Diels) sollte es mit SCHOPENHAUER als Befreiung und Fortschritt anerkennen, wenn das Christentum grundsätzlich den Schwerpunkt der Sittlichkeit vom Kopf ins Herz verlegte, in die 'allen Alten fehlende christliche Tugend der caritas' ('Grundlage der Moral' § 18, 'Freiheit des Willens' III, S. 53 f.). — Mit fühlbarer Sympathie spricht Christ Sitzungsber. 1895, S. 195 von CARRIERES freisinnig-erbaulicher Vermittlungstheologie; damit sind die Äußerungen über das theologische Studium in dem Nekrolog auf EBERS zusammenzuhalten.

Zu S. 38 unten. Als ich diese Blätter schrieb, fand ich zufällig bei J. OERI, 'Die Sophokleische Responsion', Basel 1903, S. 10—12 eine ganz zutreffende Schilderung des kampfbereiten, aber stets humanen und auf die Sache, nicht den augenblicklichen Erfolg ausgehenden Debatters. Eine Äußerung ist auch sachlich bemerkenswert: „Mit Bewußtsein hat, worauf Christ in Wiesbaden aufmerksam machte, Corneille eine an die Responsion erinnernde Regel eingehalten. Er sagt (Ausg. von Garnier I 71): *Le nombre des scènes dans chaque acte ne reçoit aucune règle; mais comme tout l'acte doit avoir une certaine quantité de vers, qui proportionne sa durée à celle des autres, on y doit mettre plus ou moins de scènes, selon qu'elles sont plus ou moins longues* . . . Man sieht wie Christ, völlig loyal, dem Gegner Wasser auf die Mühle geschüttet hat.

Zu S. 39. Es waren die beiden für den Zographosfonds eingegangenen Bewerbungsarbeiten über antike Meteorologie, die Christ noch auf dem Krankenbette beschäftigten, vgl. Sitzungsber. 1906, III, 361. Die Entscheidung war nicht leicht; so haben ihn diese Fragen neben den Problemen der attischen Bühne in seine Fieberphantasien hineinbegleitet. Nur widerstrebend entschloß er sich dazu, die Abhandlung über die Verwandtschaft der Gräko-Italer am 13. Januar der Klasse nicht persönlich vorzulegen (s. Sitzungsber. 1906 I, 1; S. 151 ff.). Am 8. Februar hatte er vollendet. Das letzte, was er druckfertig ausgearbeitet hat, sind die angeschlossenen Darlegungen, die einen »Anhang« zu den Italo-Graeca bilden sollten; sie sind charakteristisch für sein Ringen mit diesen zurzeit kaum zu bewältigenden Problemen.

Ursprung des Latein aus dem Äolischen.

Von W. v. CHRIST.

Die alten Grammatiker haben das Lateinische so mit dem Griechischen in Verbindung gebracht, daß sie es für eine Abart des äolischen Dialektes erklärten. Diese ganze Theorie wird so ziemlich allgemein von der neueren Wissenschaft verworfen; durch Beobachtung einiger übereinstimmenden Äußerlichkeiten, sagt man, hätten sich die Grammatiker Roms zur gewagten Hypothese einer allgemeinen Verwandtschaft hinreißen lassen. Ich will keine Lanze für die alten Gelehrten einlegen, aber wenigstens anhangsweise wollen wir doch auch diese Lehre prüfen.

Von vornherein fehlt der Theorie der richtige Boden, da dasjenige, was die alten Grammatiker äolisch nennen, nur die Sprache der lesbischen Dichter Kleinasiens, nicht aller Äolier war, und sich überhaupt die Äolier nicht in gleicher Weise wie die Ionier und Dorier zu einer geschlossenen Einheit zusammenfanden. Aber lassen wir diese Vorfrage und prüfen wir gleich die einzelnen Beweispunkte:

1. Die Lateiner haben wie die Äolier den alten labialen Spiranten *v* oder *f* (Digamma) erhalten, wie in *vicus* *φοῖκος*, *vinum* *פוῖρος*, *Vesta* *φεστία*. Aber das Digamma war ein gemeinsamer Laut der griechischen Ursprache, der noch in den homerischen Gedichten, die für äolische wie ionische Hörer bestimmt waren, festen Boden hatte und den nur die Äolier länger intakt behielten, während ihn die Ionier und Attiker frühe abwarfen und die Dorier seit dem 4. Jahrhundert größtenteils durch *β* ersetzten.

Mit dem äolischen Digamma hängt die sogenannte äolische Psilosis zusammen. Es haben nämlich die Äolier, nachdem auch ihnen das Digamma verklungen war, den nunmehr in den Anlaut getretenen Vokal mit spir. lenis, nicht wie vielfach die Attiker mit spir. asper gesprochen und geschrieben. Über diese rechtmäßige Grenze gingen die Äolier noch hinaus und setzten den spir. lenis vielfach auch da, wo der in anderen Dialekten erhaltene asper Vertreter eines ursprünglichen *s* oder *j* war, wie in *ἄλος* attisch *ἔλος*, skt. *sarvas*, lat. *salvus*. Aber mit dieser ganzen Psilosis, der echten wie unechten, hatten die Lateiner nichts zu tun.

2. Die äolischen Bötier haben seit dem 4. Jahrhundert *OY* für *Y* geschrieben (MEISTER, Die gr. Dial. I p. 232), haben aber gewiß nicht damals erst *u* statt des *v* der Attiker zu sprechen begonnen, sondern hatten von Anfang an den alten idg. *u*-Laut bewahrt und nur erst später denselben im Gegensatz zu den benachbarten Attikern auch in der Schrift zum Ausdruck gebracht. Auf solche Weise stimmten die äolischen Bötier in der Bewahrung des alten ererbten Vokals mit den Italikern überein. Es haben aber nicht bloß Äolier das alte *u* erhalten; auch in anderen Dialekten wie im Lakonischen und Kyprischen ward

öfters *OY* statt *Y* geschrieben, worüber AHRENS, de gr. ling. dial. II 124, MEISTER, Die griech. Dial. I 233 und II 231.

Weniger bedeutet die teilweise Übereinstimmung des Lateinischen und Äolischen in der Verdampfung des Vokales *o* zu *u*, wofür die Alten anführten *puteus* = äol. πύταμος (Varro l. l. I 25), *Ulysses* = äol. Ὑλυσσης (Quintil. I 4, 16), und die Neueren noch hinzufügten *umbilicus* = äol. ὕμφαλος. Unbedeutend nannte ich diese Übereinstimmung, da der Übergang des *o* zu *u* im Äolischen lange nicht so ausgedehnt war wie im Lateinischen, und da er sich vereinzelt auch in anderen griechischen Dialekten fand; s. G. MEYER, Gr. Gramm. 462.

3. In ähnlicher Weise haben die Äolier, aber auch nicht sie allein, sondern in fast gleicher Ausdehnung die Dorier und die Achäer in Arkadien und Kypern, das alte lange *ā*, wo es die Ionier und mit diesen die Attiker zu *η* umgestalteten, bewahrt und sich so in Einklang mit den Lateinern gesetzt, wie in äol. dor. μάτηρ = lat. *mater*, gegenüber gemeingr. μήτηρ, äol. ἄδως = lat. *suā(d)vis*, gegenüber gemeingr. ἡδύς.

4. Das Äolische war baryton wie das Lateinische, während die anderen griechischen Dialekte viele Oxytona und Paroxytona an Stelle der äolischen Proparoxytona hatten. Diese Übereinstimmung läßt sich nicht auf gleiche Weise wie die drei vorausgehenden dahin deuten, daß das Äolische der Hauptrepräsentant des Altgriechischen gewesen sei. Denn hier stehen umgekehrt die nichtäolischen Dialekte auf dem älteren Standpunkt der indogermanischen Grundsprache. Auch hat man bei dem Mangel von Betonungszeichen auf altgriechischen Inschriften keinen Anhalt zur Vermutung, daß die für das Äolische der lesbischen Dichter überlieferte Barytonesis sich auch bei anderen äolischen und altgriechischen Dialekten gefunden habe. — Beruht nun in diesem Punkt die Übereinstimmung des Lateinischen mit dem Äolischen Kleasiens auf purem Zufall, oder geht sie trotz der erhobenen Bedenken auf eine nähere Verwandtschaft des Italischen mit dem Äolischen zurück? MEISTER, Gr. Dial. I 38 spricht sich zuversichtlich für Zufall aus: „Daß die Zurückziehung des Accentus sich im Lateinischen in gleicher Weise vollzogen hat wie im Äolischen, ist noch kein Beweis dafür, daß sie in eine gemeinsame Vorzeit zu verlegen sei; es ist vielmehr anzunehmen, daß das Lateinische und Äolische selbständig und getrennt zu demselben Ziele gelangt sind.“ Ich wage nicht zu widersprechen, aber bei dem Dunkel, das auf dem Ursprung der griechischen Dialekte und der ursprünglichen Schichtung der griechischen Stämme liegt, habe ich gegenüber diesem merkwürdigen Zufall nicht die gleiche Zuversicht.

5. Mit der Tieftönigkeit des Äolischen hängt die im Äolischen und in Übereinstimmung damit im Homer häufig vorkommende Apokope des Schlußvokals der Präpositionen zusammen, wie ἀπ statt ἀπό, κατ statt κατά, ἀν statt ἀνά, παρ statt παρά, περ statt περί. Die gleiche Sprachneigung hat, offenbar

aus dem gleichen Grund, das Lateinische, so daß sich die apokopierten Formen des Äolischen mit den lateinischen Präpositionen *ab, sub, per, ob* merkwürdig berühren.

6. Die in die homerischen Dichtungen aus dem Äolischen gekommenen Denominativa *προσανδήτην* A 136 X 90, *συνατήτην* π 333, *φοιτήτην* M 266, *προσηύδα* und die im Äolischen selbst vorkommenden Formen *τίματε τίμαμεν, φίλητον φίλητε*, in denen nach Weise der Verba auf *μι* die Personalendung unmittelbar an den Schlußvokal des prototypen Nomen angefügt ist, begegnen sich mit den lateinischen Formen *amāmus amāte ridēmus lenimus*. Ein zufälliges Zusammentreffen wird man auch hier nicht mit Zuversicht annehmen dürfen; möglich ist, daß schon in der gräco-italischen Vorzeit Denominativa auch ohne Einschubung eines *j* durch unmittelbare Anfügung der Personalendungen an den Nominalstamm gebildet wurden. Das Äolische hat dann diese alten Formen erhalten und nach ihrem Muster neue gebildet.

7. Von keiner Bedeutung ist die Annahme der Grammatiker, daß das Äolische wie das Lateinische keinen Dual gehabt habe. Denn dieser kann bei beiden in gleicher Weise ausgestorben sein; und überdies ist im Hinblick auf den Gebrauch des Dual bei Homer, dessen Sprache doch auf äolischem Fundament ruht, die Richtigkeit der Lehre der Grammatiker in Zweifel zu ziehen. Mit Recht behauptet jedenfalls MEISTER, Gr. Dial. I 157, daß das Vorhandensein des Dual in anderen Dialekten (böot. dor. att.) und anderen verwandten Sprachen als ein Beweis für sein Vorhandensein im Urgriechischen zu betrachten ist.

8. Schließlich erwähnen wir noch die bedeutsame Ähnlichkeit des Genetiv sing. der *o*-Stämme auf *oi* in nordthessalischen Inschriften, wie *Σιλάνοι Σατόγοι*, und der Genetiva auf *i* (*ei*) im Lat. und Keltischen. Äolisch im engeren Sinn sind diese Genetive allerdings nicht, da sie nicht aus den Werken der äolischen Dichter zu belegen sind, sondern nur auf Inschriften der Pelasgiotis und Perrhäbia vorkommen. Aber das tut wenig zur Sache, da der nordthessalische Dialekt jedenfalls zum äolischen im weiteren Sinn gehörte. Vielmehr führt uns das noch auf einen bisher nicht beachteten Punkt. Das markanteste Anzeichen einer religiösen Verwandtschaft der Lateiner und Griechen liegt in dem gleichen Kultus der Herdgöttin, welche mit dem gleichen Namen, *Ἑστία* und *Vesta*, die Griechen und Lateiner benannten. Nun nannten bekanntlich die Alten den nordwestlichen Teil Altthessaliens *Ἑσπαιῶτις*. Ist es zu gewagt den Namen der Landschaft von dem bekanntlich auch für Tenedos, eine Insel des äolischen Kleinasien, durch Pindar N. XI bezeugten Kulte der Göttin Hestia abzuleiten und darin ein weiteres Anzeichen der nahen Beziehungen zwischen Latium und Äolis, vielleicht auch zwischen den Vestini und *Ἑσπαιῶι*, zu erblicken? Wir schließen mit einer Frage, wie wir überhaupt die ganze Lehre von einer näheren Verwandtschaft des Lateinischen mit dem Äolischen für eine fragliche, aber doch nicht ganz grundlose ansehen müssen.